

# **De Boer van het Roer**

**Auf fremden Pfaden, #2  
aus Band 23**

**von Karl May, 1842-1912**

**Veröffentlicht: 1897**



## **Inhalt**

**Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 4**



## Kapitel 1

Wie eine riesige Sphinx, deren Rätsel seit Jahrtausenden ihrer Lösung harren, liegt an der südlichen Spitze der alten Welt und bespült von zwei mächtigen Ozeanen die an Gegensätzen ebenso wie an Geheimnissen reiche Ländermasse von Afrika. Hunderttausende von Quadratmeilen dürsten hier unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit oder bilden weite Steppenplateaus, deren spärliche Vegetation nur in der feuchten Jahreszeit dem Springbocke und den ihm verwandten Arten ein Dasein gestattet. Unzählige Bäche und Wadis stürzen im Frühjahr donnernd und schäumend zu Thal, um schon nach kurzem Laufe im dürren Sande zu versiegen und ihren Lauf mit wüstem Geröll und Steinetrümmer zu bezeichnen; und wo die Gesittung es wagt, den kühnen Fuß auf den widerstrebenden Boden zu setzen, da muß sie sich zum Kampfe mit Gewalten rüsten, welche über Tod und Verderben gebieten. Und hart neben diesen sterilen Strecken schafft eine riesige Natur die gigantischsten pflanzlichen und tierischen Erscheinungen des Erdballes. Während die Wüstenglut selbst den Keim des kleinsten Gräschens im brennenden Sande erstickt, treiben nicht weit davon die Massen der *heimatslosen* Fanna auf den Wassern des Sees; dichte Talebwälder strecken ihre Palmenkronen zum Himmel empor, und der mächtige Baobab breitet auf unzerstörbar scheinendem Stamme seine massigen Äste dem flammenden Lichte entgegen. Hier vermag man in dem Tode der Steppe kaum an das Vorhandensein eines niedrigen Insektes oder Wurmes zu glauben, und dort schon am Saume der Einöde erschallt die Stimme des Löwen; die Giraffe weidet in den Wipfeln der Bäume und Sträucher; weiterhin erdröhnt der Boden unter den Tritten des Elefanten und Nashornes, und der Hippopotamus wälzt sich im tiefen Schlamme stagnierender Gewässer.

Ein Erdteil von der armen Küstenentwicklung Afrikas bietet dem Seefahrer keinen gastlichen Empfang und läßt sich nur unter großen Anstrengungen von der Civilisation erobern; darum kennen wir Afrika auch heute noch weniger als Amerika und Australien, von deren Dasein keine Ahnung vorhanden war, als die Südküste des mittelländischen Meeres längst einer hohen, leider aber wieder verschwundenen Kultur zu Diensten war. Während in den Meeren der mittleren Zone längst die Wimpel flatterten und zahlreiche Segel, die allerdings nur Küstenfahrzeugen angehörten, sich im Winde blähten, lag der dritte Teil der alten Welt als mythenhafter Koloß zwischen dem atlantischen und indischen Ocean, und nur spärlich ertönt die Kunde, daß ein kühner Schiffer eine verwegene Fahrt längs seiner Gestade versucht habe.

Daß bereits im Altertume das Südkap von geschichtlichen Völkern gekannt und umfahren worden sei, ist teils lose Vermutung, teils Sage. So glaubte z. B. Kant,

nach Buch I der Könige, Kap. 22 annehmen zu können, daß zur Zeit des jüdischen Königs Josaphat die Seereisen vom arabischen Meerbusen aus um das Kap nach Spanien etwas Gewöhnliches gewesen seien, und Herodot erzählt, daß Kartager, welche von dem ägyptischen König Necho gesendet waren, um 610 vor Christus denselben Weg zurückgelegt hätten. Übrigens galt schon ein weiteres Vordringen an der Westküste Afrikas, wie die Fahrt des Karthaginiensers Hanno um 500 vor Christus, obgleich dieselbe doch höchstens bis Guinea ging, für eine Umschiffung dieses Erdteiles. Daß später der Kyzikener Eudoxos von Gades aus eine Reise um das Kap in den arabischen Meerbusen gemacht habe, ist eine Erdichtung.

Es scheint sicher zu sein, daß bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts von Norden aus niemand an und um das Kap gekommen sei. König Johann von Portugal sendete ein kleines Geschwader unter Bartholomäus Diaz aus; dieses umsegelte 1487 auch wirklich das Kap; weiter vorzudringen hinderte jedoch den kühnen Mann eine unter seinen Leuten ausgebrochene Meuterei. Wegen der schrecklichen Stürme, welche er an dem Vorgebirge auszustehen hatte, nannte er dasselbe *Cabo tormentoso* (stürmisches Vorgebirge). König Johann aber änderte diesen Namen in „Kap der guten Hoffnung“ um, da er nun nicht mehr zweifelte, den Seeweg in das Wunderland Indien gefunden zu haben.

Sein Nachfolger, König Immanuel, schickte eine Flottille von vier Schiffen unter Vasco da Gama aus, um den aufgefundenen Weg weiter zu verfolgen, welche Aufgabe dieser berühmte Mann auch wirklich löste. Doch war es den Portugiesen nur um den Weg nach Indien zu thun; um die Südspitze Afrikas kümmerten sie sich nicht.

Erst die Holländer besetzten dieses Land 1600 durch den Seekapitän Van Kiskoek und beschlossen, es zu kolonisieren. Die niederländischen Einwanderer, Boers genannt, warfen die Hottentotten zurück, drangen nach und nach bis zu den Kaffern vor und rangen auch diesen eine Strecke Landes nach der andern ab. Die Ansiedelung wuchs und erregte den Neid der Engländer, welche durch Anwendung aller Mittel die Holländer zu verdrängen suchten und auch nicht eher ruhten, als bis sie 1714 im Pariser Frieden das Land abgetreten bekamen. Dies zog eine Zufuhr englischer Kolonisten nach sich, welche die holländischen Boers in jeder Weise beeinträchtigten, und es entstand zwischen beiden eine Feindseligkeit, die in den Kämpfen der Kolonie mit den Eingeborenen eine sehr bedeutende Rolle spielt.

Während die Eingeborenen des Kaplandes dem Europäer bisher als unbefähigte Horden galten, hat der jetzt noch wütende Kampf zwischen den Engländern und Kaffern bewiesen, daß die letzteren keineswegs zu verachtende Gegner seien; und wenn wir auch annehmen müssen, daß sie wie die Indianer Amerikas an dem grausamen Gesetze zu Grunde gehen werden, welches dem Kaukasier die Aufgabe erteilt zu haben scheint, an dem Untergange seiner farbigen Brüder zu arbeiten, so steht zu vermuten, daß die Anwohner der Kalahari sich ebenso wie der Wilde des amerikanischen Westens bis auf das Messer gegen seinen in jeder Beziehung übermächtigen Feind verteidigen werde. Der Tod einer Nation ist niemals ein plötzliches Stürzen in die Vergessenheit, sondern ein gewaltiges Zucken und Ringen, ein allerdings immer schwächer werdendes, aber lange andauerndes Auf-

bäumen, welches in glühendem Hasse noch im letzten Augenblick den Feind mit in das Verderben zu ziehen sucht.

Ich hatte auf einer Reise durch die niederländische Provinz Zeeland eine Familie Van Helmers kennen gelernt und bei derselben trotz ihrer Armut eine herzliche Gastfreundlichkeit gefunden. Ich erfuhr, daß ein Großsohn des Hausvaters nach dem Kap der guten Hoffnung übergesiedelt sei. Man hatte mit ihm und seinem Sohne lange in gelegentlich brieflicher Verbindung gestanden, bis der Sohn mit so vielen anderen Boers vor den andringenden Engländern über das Drachengebirge gestiegen war, um sich in der jetzigen Kolonie Transvaal ein neues Heimwesen zu gründen. Seit dieser Zeit hatten die Nachrichten aufgehört, doch gedachte die Familie ihrer Verwandten mit lebhafter Anhänglichkeit, und als ich meine Absicht, in das Kaplande zu gehen, verlauten ließ, wurde ich mit der Bitte bestürmt, dort wo möglich eine Erkundigung nach den Verschollenen einzuziehen. Für den Fall, daß es mir gelingen sollte, dieselben ausfindig zu machen, wurde mir ein Brief anvertraut, und ich verließ Holland mit dem Wunsche, in dieser Richtung den guten Leuten für ihre an mir bewiesene Freundlichkeit dankbar sein zu können.

In der Kapstadt angekommen, hatte ich mich einige Zeit dort aufgehalten, war dann nach Nord und West gewandert und besuchte nun die Transvaal-Lande, obgleich die damaligen Zustände in denselben nichts weniger als einladend genannt werden konnten.

Der berühmte Kaffernhäuptling Tschaka, mit Recht der Attila Südafrikas genannt, hatte zahlreiche Kaffernstämme unter seine Botmäßigkeit gebracht und ihnen eine kriegerische Verfassung gegeben, welche ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Europäer um das Zehnfache vergrößerte. Sikukuni, sein Bruder, überfiel und tötete ihn, um die Herrschaft an sich zu reißen, und nun begann zwischen ihm und den Boers eine Reihe von Kämpfen, in denen die Boers, außerdem noch angefehdet durch die Ungerechtigkeit und Vergewaltigung der englischen Regierung, Wunder der Tapferkeit verrichteten. Später beabsichtigte die Transvaal-Republik den Bau einer Eisenbahn zur Delagoabai; da sie aber durch diesen Schienenweg wirtschaftlich unabhängig geworden wäre, so suchte England die Ausführung dieses Planes unmöglich zu machen, indem sie den Kaffernhäuptling Sikukuni zum Aufstand gegen die Boers reizte, ihn mit den dazu nötigen Waffen versah und dann die dadurch geschaffene Lage als Vorwand nahm, „zum Schutze des Christentums“ die Republik zu annektieren. Um diese Zeit geschah, was ich erzähle.

Die Reisen hier zu Lande werden gewöhnlich auf dem Ochsenwagen vorgenommen, doch hatte ich mich aus alter Gewohnheit und um schneller vorwärts zu kommen, auf das Pferd gesetzt. Neben mir ritt Quimbo, ein Basutokaffer, welchen ich mir als Führer gemietet hatte. Er hatte lange Zeit auf verschiedenen niederländischen Farmen in Dienst gestanden, war den Weißen freundlich gesinnt und radebrechte das Holländische leidlich. Übrigens bildete er zu Pferde eine ziemlich seltsame Figur. Außer einem kattunenenen Schurz, welchen er um seine Lenden geschlungen hatte, war er vollständig nackt und hatte seinen dunklen, mit starker, eckiger Muskulatur versehenen Körper mit Fett eingerieben, welches seine Haut zwar vor den lästigen Stichen der Insekten schützte, leider aber einen so penetranten Geruch oder vielmehr Gestank verbreitete, daß es mich eine wirkliche

Überwindung kostete, mit ihm in größerer Nähe als fünfzig Schritte zu verkehren. Das Merkwürdigste an ihm war die Art und Weise, sein Haar zu tragen. Er hatte es nämlich durch tägliche Anwendung von Akaziengummi und jahrelange sorgsame Pflege in eine kompakte Form gekleistert, welche seiner Frisur das Aussehen von zwei mit den Sohlen gegeneinander geneigten Pantoffeln gab, deren Absätze die Spitze bildeten, während die Fußhöhlungen nach oben gerichtet waren und von ihm als Aufbewahrungsort von allerlei höchst wertlosen, für ihn aber außerordentlich wichtigen Kleinigkeiten dienten. Die Ohrläppchen waren in seiner Jugend durch angehängte Gewichte so ausgedehnt worden, daß sie an Größe so ziemlich den Ohrlappen eines Neufundländers gleichkamen; und um diese Schmuckstücke praktisch zu verwerten, pflegte er sie des Morgens aufzurollen und in die Höhlung jeder Rolle eine von seinen beiden Schnupfdosen zu stecken. Außerdem trug er an jedem Nasenflügel einen starken messingenen Ring und hatte, jedenfalls eine Erfindung seines eigenen ästhetischen Genies, um den Hals einen breiten Riemen von Sohlenleder geschnallt, an welchem zwei sehr umfangreiche Kuhglocken befestigt waren, die er wohl auf einer der oben erwähnten Farmen annektiert hatte. Und dabei nahm er als Reiter ganz dieselbe unbeschreibliche Haltung ein, in welcher bei herumziehenden Gauklern und Bärenführern der Affe auf dem Kamele zu sitzen pflegt, und wenn er während der Unterhaltung mir ein aufmerksames Gesicht machen wollte, wobei er es allerdings zu einem fürchterlichen Zähnefletschen und einem geradezu sperrangelweiten Aufreißen des breiten Mundes brachte, so hatte er ganz das Aussehen einer zoologischen Species, von welcher es schwer zu bestimmen war, ob sie unter die Wiederkäuer, Bulldoggen oder Meerkatzen zu klassifizieren sei. Bewaffnet war dieses Unikum mit einer schweren, aus Schwarzholz gefertigten Keule, einem fürchterlichen krummen Messer und einem Wurfspeere. Ob er diese gefährlichen Instrumente auch zu gebrauchen verstehe, hatte ich noch nicht in Erfahrung bringen können.

Ich selbst ritt einen guten Engländer, für ihn aber hatte ich nur eines jener massigen Brabanter Ungetüme auftreiben können, wie sie die Kanonen Napoleons des Ersten von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schlepten. Es hatte wahrhaft elefantemäßige Formen und einen Gang, welcher es allerdings höchst notwendig machte, daß der auf dem breiten Rücken hockende Quimbo sich nur in den dringendsten Fällen der Zügel bediente und es lieber vorzog, sich mit beiden Händen an die Mähne des Tieres festzukrallen.

Jetzt ritt er zu meiner Linken und machte in seinem Kauderwelsch die größten Anstrengungen, mich über die politischen Verhältnisse des Landes aufzuklären.

„Hab Mynheer schon ‘sehn Sikukuni, der groß König von Kaffern?“

„Nein. Hast du ihn gesehen?“

„Quimbo hab nicht sehn Sikukuni; Quimbo bin gut Holland, bin gut Basuto, bin schlecht Zulu. Aber Quimbo hab hört von Sikukuni, Quimbo will nicht sehn Sikukuni.“

„So fürchtest du dich vor ihm?“

Der brave Kaffer riß den Mund auf, daß ich ihm beinahe bis hinunter in den Magen blicken konnte, und drehte mir ein Paar Augen, als wolle er mich mit seinem Blick wie mit Dynamit in die Luft sprengen.

„Was hab Mynheer’ sagt? Quimbo bin furchtbar vor Sikukuni? Mynheer kenn nicht Quimbo; Quimbo bin Mut, Quimbo bin Kraft, Quimbo freß Sikukuni. Aber

Sikukuni hab viel Zulu, und Zulu hab viel Irua und hab viel Flint. England geb Zulu Flint und Pulv, daß Zulu mach tot Holland. Aber Quimbo hab nicht Flint und Pulv; er kann nicht schieß Zulu.“

„Aber wir reiten ja jetzt zum Quathlambagebirge und werden dann in das Land der Zulus kommen! Wenn du nun erschossen wirst!“

„Mynheer hab Flint' und Pulv; Mynheer werd schieß tot Sikukuni und Zulu; Quimbo hab lieb Mynheer; Mynheer geb Quimbo Tabak, und Quimbo geb Mynheer dafür Seele und Leib!“

Diese Liebeserklärung war von einer so inbrünstigen Gestikulation begleitet, daß der zärtliche Kaffer das Gleichgewicht verlor und kaum noch Zeit fand, die Mähne des Pferdes wieder zu erfassen, um sich auf dessen Rücken zurückzuziehen.

„Ist Sikukuni wirklich so böß?“ fragte ich.

„Sikukuni hab tot schlag weiß Mann, weiß Frau, weiß Kind und hab tot schlag Basuto; Sikukuni trink Blut und tanz, wenn schlag tot viel weiß Mann, Frau und Kind. Sikukuni hab schlag tot Boer am Blau-Kranz-Spruit; ist Sikukuni gut?“

Der Kaffer hatte recht. Ich mußte an die fürchterliche Metzerei am Blesboks-Fluß denken, wo Sikukuni über sechshundert Holländer und Hottentotten treulos hingeschlachtet hatte, und an die Grausamkeit, mit welcher er bei Feierlichkeiten seine Gefangenen oder, in Ermangelung solcher, ganze Scharen seiner eigenen Leute auf die qualvollste Weise abwürgen ließ. Hatte doch sein Verwandter, der friedliebende und den Holländern freundlich gesinnte Somi, sich einem solchen Tode nur durch die schleunigste Flucht entziehen können und dabei erfahren, daß sein Weib mit dem einzigen Kinde, welches er besaß und die er vorausgesandt hatte, in der Kalahari elend verschmachtet waren. Sikukunis Befehle rochen nach Blut, seine Fußstapfen rauchten von Blut, und nach blutiger Rache schrien die unzähligen Opfer, welche seiner Mordlust gefallen waren. Die eiserne Strenge, mit welcher er regierte, hielt seine Scharen zusammen, aber man wußte es wohl, daß sie sich nach einem andern Führer sehnten und es im stillen bedauerten, den Aufenthalt Somis nicht erfahren zu können.

„Nein; Sikukuni ist nicht gut; aber die Strafe wird ihn ereilen, und er wird nicht lange mehr Häuptling der Zulus sein.“

„Sikukuni schlägt—oh, oh, Mynheer,“ unterbrach er sich, „Quimbo seh Mann dort an Berg; Mann reit auch auf Pferd wie Quimbo und Mynheer!“

Er deutete mit der einen Hand vorwärts, wo allerdings in einiger Entfernung vor uns ein Reiter sichtbar war, welcher in einem stumpfen Winkel mit uns auf die Berge zugehalten hatte, so daß er uns bisher entgangen war.

„Ein Boer oder ein Engländer,“ meinte ich. „Vorwärts, Quimbo; wir müssen ihn einholen!“

Ich ließ meinem Fuchse die Sporen fühlen, und sofort setzte er sich in Trab. Der Brabanter versuchte, es ihm gleichzuthun, warf aber den fetten Rücken so herüber und hinüber, daß der Kaffer in die größte Bedrängnis kam, Schiffbruch zu leiden.

„Oh, oh, Mynheer!“ brüllte er; „Pferd lauf viel schnell; Quimbo verlier Arm, Quimbo verlier Bein; Quimbo verlier Quimbo und Pferd! Wo werd sein Quimbo, wenn Mynheer such Quimbo!“

Die kleine Reitlektion konnte ihm nur Nutzen bringen; daher verminderte ich die Schnelligkeit des Rittes nicht im mindesten, wogegen auch er in gleichem Fortissimo fortbrüllte, Grund genug, mich nicht zu verwundern, daß der fremde Reitersmann auf uns aufmerksam wurde, noch lange bevor wir ihn erreichten. Er wandte sich um und erwartete uns.

Auch er ritt einen Engländer, doch war es augenscheinlich, daß dieser eine bei weitem größere Last zu tragen hatte, als der meinige, denn der Mann war von außerordentlich breiter, gewichtiger Figur und einem Gliederbau, von welchem man ganz bedeutende Kraftäußerungen erwarten konnte. Das breite Gesicht hatte trotz seiner Gutmütigkeit einen höchst selbstbewußten Ausdruck, und das scharfe Auge, welches wißbegierig auf mir ruhte, konnte wohl bedeutend finsterer blicken als jetzt, wo er die Hand zum Gruße erhob, um mir auf den meinigen zu danken.

„Woher?“ klang es kurz, aber nicht unfreundlich.

„Seit gestern früh da drüben von Willem Larssen her.“

„Willem Larssen? Ein guter Neederlandsmann! Und wohin, Mynheer?“

„Ein wenig über die Randberge hinüber.“

„Was wollt Ihr dort?“

Der Mann fragte mehr, als eigentlich die Höflichkeit gestatten sollte, doch zeigte seine Miene dabei einen gewissen Ausdruck des Wohlwollens, welcher mich ruhig antworten ließ:

„Will das Land kennen lernen, Mynheer, weiter nichts.“

Da legte er die Hand bedächtig an das Kinn, sein Auge schien sich zu verfinstern, und strenger klang die Frage:

„Das Land wollt Ihr kennen lernen, Mynheer? So, so! Es giebt jetzt gar viele Leute, welche das Land da unten kennen lernen wollen, und doch werden sie nichts kennen lernen, als dieses da!“

Er schlug dabei mit der Faust auf den Kolben seines Roer, welches er über den Rücken hangen hatte. Er war ein Niederländer; das verstand sich ganz von selbst.

„Das meine ich auch, Mynheer,“ antwortete ich. „Es ist fürwahr kein gutes Geschäft, Mann gegen Mann zu hetzen, um, wenn sie sich töten, die doppelte Erbschaft einzustreichen!“

Sofort wurde beides, sein Auge und sein Ton, wieder milder.

„So seid Ihr kein Engländer, den man Sir zu nennen hat?“

„Nein; ich bin ein Deutscher, da aus dem Sachsen her, und denke, daß wir mit den Holländern von den gleichen germanischen Eltern abstammen.“

„Recht so! Es giebt eine ganze Zahl Deutscher hier zu Lande, und sie alle halten es mit uns. Seid mir also willkommen!“

Er reichte mir die Rechte zum kräftigen Handschlage entgegen und warf dann mit lächelnder Miene einen Blick auf meinen Begleiter.

„Euer Diener?“

„Diener, Führer und Dolmetscher, Mynheer; ein Wunder- und Prachtkerl, wie Ihr dergleichen lange suchen könnt.“

„Wird sich jetzt im Hintertreffen halten können, Mynheer, denn wenn Ihr es mir erlaubt, werde ich einmal Euer Führer sein. Ihr haltet doch auf den Bezuidenhout-Paß zu?“

„Allerdings.“

„Das ist auch mein Weg, und wenn es Euch recht ist, so bleiben wir für jetzt zusammen. Ich heiße Kees Uys.“

Ich blickte ihn höchst überrascht an, denn diese Bekanntschaft war eine sehr ehrenvolle für mich. Das also war der Sohn des berühmten Boernführers, welcher im Verein mit Potpieter und Pretorius die berühmte Schlacht bei Pieter-Maritzburg gegen die Kaffern gewonnen hatte! Ich konnte meine Freude nicht zurückhalten und nannte ihm auch meinen Namen, der ihm allerdings ein vollständig unbekannter sein mußte.

„Ihr könnt es mir glauben, Mynheer Uys,“ versicherte ich ihm, „daß mir nichts Lieberes passieren konnte, als dieses Zusammentreffen mit Euch!“

„Ihr habt von mir wohl in der Kapstadt gehört?“

„Viel, aber bereits vorher in der Heimat.“

„So kennt man uns auch dort?“ fragte er mit einem leichten Anfluge von Stolz in den treuen, ehrlichen Zügen.

„Gewiß!“

„Und wie spricht man dort? Mit wem hält man es? Mit uns oder mit den Engländern?“

„Ich bin kein Politiker, Mynheer, aber ich kann Euch aufrichtig sagen, daß Ihr unserer Sympathie vollständig sicher seid. Ich bin während meiner weiten Reisen vielfältig mit den Söhnen Englands zusammengetroffen und habe da manche Freundschaft geschlossen, welche wohl für das ganze Leben andauern wird; doch hier muß man den Einzelnen vom Ganzen wohl unterscheiden. Ich habe kein persönliches Interesse an den hiesigen Verhältnissen, doch gestehe ich, daß ich ohne Zaudern zur Büchse greifen würde, wenn Ihr, so lange ich an Eurer Seite bin, derselben gegen einen Eurer Feinde bedürftet.“

Er reichte mir noch einmal die Hand herüber.

„Ich danke Euch, Mynheer! Ich werde wohl nicht in der Lage sein, diese Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen, aber es thut wohl, so freundliche Worte von einem Manne zu hören, welcher aus der Ferne betrachtet hat und also wohl ein richtiges Urteil besitzt, als derjenige, welcher die Verhältnisse vom Standpunkte seines Vorteiles aus ansieht.“

Er ritt in sich versunken neben mir. Dann richtete er sich plötzlich auf und meinte:

„Ich will Euch einmal ein großes weltgeschichtliches Gesetz sagen, auf welches mich das eigene Grübeln und Sinnen gebracht hat. Es heißt: die Seeherrschaft—und also auch die Herrschaft über die Kolonien—geht der Küste entlang. Blickt in die Geschichte zurück, so werdet Ihr finden, daß ich vielleicht recht habe. Phönizien, Griechenland, Rom, Karthago, Spanien, Portugal, auch vorher Venedig und Genua, die Barbareskenstaaten nur nebenbei erwähnt, Frankreich, Niederland—England lösten einander in der Seeherrschaft ab. Habe ich nicht recht?“

„Ich kann nicht bestreiten, daß ich dieses Gesetz, mit einigen Motivierungen natürlich, beinahe anerkennen möchte.“

„Denkt darüber nach, und Ihr werdet gleicher Meinung mit mir werden! Holland hat der See mehr abgerungen als jedes andere Land, aber daß es sich diesem Gesetze auch zu fügen hat, ist bereits längst entschieden—England hat ihm die Herrschaft abgerungen; in Europa, in Indien, hier am Kap. Und nun ist unser Schicksal leicht zu erkennen: wir kämpfen hier für die mit unserem Blute errun-



genen Güter, aber sie werden uns endlich doch genommen werden. England wird das Kap beherrschen, vorher aber werden wir uns verteidigen und sterben, wie die Männer und Helden. Die Thaten, welche hier geschehen, werden nicht besungen, ja wohl kaum besprochen werden, denn sie werden in zu weiter Ferne von der Heimat geschehen; aber unsere Söhne und Enkel werden, wenn man sie vertreibt, immer weiter nach dem Norden gehen und unser Andenken bewahren, bis sie selbst dem Geschehe erliegen, welches wir erlitten. Jedes irdische Geschöpf hat eine Berechtigung, zu sein und zu leben; jede Pflanze, jedes Tier, jeder Mensch, jedes Volk und jede Nation darf nach der eigentümlichen Weise, die ihm gegeben ist, sich entwickeln, damit am Baume der Menschheit verschiedene Blüten treiben und verschiedene Früchte reifen, je nach dem Boden, dem sie entstammen, und dem Himmel, der sich darüber breitet. Verdrängt ein Volk das andere von seinem Boden, begiebt es sich unter den Himmel eines anderen, um es zu vertilgen, so hat es selbst seine ursprünglichen Wurzeln verloren und kann sich nicht von neuem in die Erde gründen; die Sonne brennt ihm in der Fremde zu heiß, oder es wehen ihm die Winde zu kühl—es erkrankt, es ermattet, es unterliegt; es muß den Tod der Vertriebenen mit seinem eigenen Leben bezahlen. Dies geschieht so wahr, als jede Auswanderung und jeder Klimawechsel im geheimen am innern Marke zehrt, obgleich die roten Wangen das Gegenteil beweisen wollen. Wir werden vom Kap verschwinden, weil wir uns an den Ureigentümern desselben versündigt haben, und England wird uns folgen, und wenn seine Macht und Herrschaft hier Jahrhunderte lang im Wachsen blieb.“

„Meint Ihr?“ fragte ich, verwundert über die Aufrichtigkeit, mit welcher er seine innersten Gedanken mir enthüllte, den er vor zwei Minuten zum erstenmal gesehen hatte. „Ich möchte im Gegenteile behaupten, daß von einem Verschwinden, wenn man es nicht ganz und gar äußerlich nehmen will, keine Rede sein kann. Zwei chemische Stoffe, welche wir vermischen, verschwinden nicht, sondern sie entziehen sich nur durch die neue Gestalt, durch das Produkt, welches sie in ihrer Verbindung bilden, unsern Blicken. So ist es nicht allein in der unorganischen, sondern auch in der organischen Welt, zu welcher ja auch der Mensch und durch ihn das Volk, die Nation zählt. Blickt hinüber nach Amerika! Durch die Verbindung so verschiedener Elemente ist ein neues, eigenartiges Volk entstanden, doch diese Elemente selbst sind noch in ihm vorhanden und—“

„Sehr wohl, Mynheer; aber wollt Ihr nicht zugeben, daß der Indianer wirklich verschwindet, ohne im Yankee wiedergefunden zu werden? Doch da betreten wir ein Feld, dessen Fruchtbarkeit leider zu wenig bekannt ist, als daß seine Bebauung richtig in Angriff genommen worden wäre. Vielleicht bin ich auch ein wenig Phantast; wenigstens würdet Ihr wohl diese Ansicht hegen, wenn ich es unternehmen wollte, Euch so meine Meinungen auseinanderzusetzen.“

Sein Äußeres machte nun allerdings nicht im mindesten den Eindruck, als ob er phantastische Gesinnungen hege; vielmehr schien seine derbe, kernige Figur nur für das mühevollen, praktische Leben eingerichtet zu sein. Auch seine Kleidung zeigte dies. Er trug auf dem Kopfe einen breitrandigen Filzhut, welcher sehr wenig das Recht hatte, elegant genannt zu werden; die Schultern und Brust umhüllte über einem engen Wamse aus grobem holländischen Tuche eine einfache graue Wollendecke; die starken Schenkel staken in einer sehr abgerittenen Lederhose, über welche sich lange, wohlgeteerte Stiefelschäfte emporzogen. Seine Bewaffnung

schien höchst einfach zu sein, denn sie bestand nur aus einem in einer Büffelscheide steckenden Messer und einer alten, schweren Büchse; doch wer da wußte, mit welcher unfehlbaren Sicherheit der holländische Ansiedler sein *Roer* zu handhaben versteht, der konnte wohl annehmen, daß diese Büchse schon manchem Kaffer, vielleicht auch Engländer, das Leben gekostet hatte. Wie gesagt, das Äußere dieses Mannes schien so einfach, so nüchtern, daß ich nur antworten konnte:

„Phantast? ich denke, Ihr greift mit Euren Ansichten und Meinungen eher in das reale, volle Leben als hinüber in das trügerische Reich der Einbildung. Wer Euer Leben lebt und Eure Erfahrungen sein eigen nennt, wird sich wohl schwerlich den Ruf eines Metaphysikers erwerben, wenn er jemand den Gefallen thut, sich offen auszusprechen.“

„So? Thäte ich Euch einen Gefallen? Ich würde dabei dennoch in diesen Ruf kommen, denn denkt Euch, ich leugne zum Beispiel die Geschichte; ich behaupte, ja ich beweise sogar, daß wir gar keine Geschichte haben!“

„Wenn Ihr diese Behauptung begründen könnt, so seid Ihr ja doch kein Phantast, Mynheer.“

„Ja, ich kann sie begründen; ich kann ihre Wahrheit beweisen, und das ist gar nicht so schwer, als man meinen dürfte. Freilich einem gelehrten Professor dürfte ich damit wohl nicht kommen, denn diese Herren haben oft ganz eigentümliche Dogmen. Sie errichten aus dem Material ihre Gedanken und Schlüsse, Gebäude, welche bis zum Himmel reichen, doch unbewohnbar sind, und beachten nicht die dauerhaften Stoffe, welche die Wirklichkeit bietet, uns Wohnungen zu bauen, unter deren Dächern die Menschheit in Sicherheit und Frieden zu weilen vermag. Diese Herren haben Tausende von Büchern über die Geschichte geschrieben, und doch findet man in keinem derselben wirkliche Geschichte.“

„Ah?“

„Ja, so ist es! Laßt mich zur Analogie greifen! Unsere Naturkunde zerfällt in drei Teile: in die Kunde von den Naturerscheinungen, den Naturkräften und den Naturgesetzen; ihre Aufgabe ist, zu zeigen, wie gewisse Naturkräfte nach gewissen unumstößlichen Naturgesetzen gewisse Naturerscheinungen hervorbringen. So auch die Geschichte. Sie hat zu lehren von den geschichtlichen Gesetzen, den geschichtlichen Kräften und den geschichtlichen Erscheinungen; sie hat nachzuweisen, daß gewisse geschichtliche Kräfte nach gewissen unumstößlichen geschichtlichen Gesetzen gewisse geschichtliche Erscheinungen zu Tage fördern. Welches Geschichtswerk aber zählt uns diese Kräfte und Gesetze auf; welches Geschichtswerk giebt uns eine genaue Erklärung von der notwendigen Entwicklung eines Ereignisses nach diesen Gesetzen und durch diese Kräfte?“

Ich muß gestehen, diese Darlegung frappierte mich; sie entstammte jedenfalls nicht einer phantastischen Weltanschauung, sondern war das Produkt eines aufmerksamen Nachdenkens über die Vorkommnisse des realen Lebens.

„Eure Analogik ist keine gewöhnliche, Mynheer,“ antwortete ich; „aber sie scheint überzeugend zu sein.“

„Scheint? Sie ist es wirklich! Sagt mir, was findet Ihr in Euren Geschichtswerken? Eine Aufzählung derjenigen geschichtlichen Erscheinungen, derjenigen Ereignisse, welche sich in dem Zeitpunkte, von welchem aus wir erzählen können, teils wirklich zugetragen haben, teils zugetragen haben sollen. Ist das Geschichte? Das ist nur einfache Chronik; denn wo bleiben die geschichtlichen Kräfte und Ge-

setze? Der Naturforscher, der Chemiker wirkt gleichsam schöpferisch—freilich nur in sehr beschränktem Sinn—indem er durch die ihm bekannten Naturkräfte nach den ihm ebenso bekannten Naturgesetzen verändert, zerstört oder hervorbringt. Was aber thut der Geschichtsforscher? Er sammelt die äußeren Thatsachen, reiht sie an einem beliebigen Faden auf, wie der Kaffer seine Glasperlen, und kann nichts über ihre Erzeugung und Entwicklung sagen, ebensowenig, als der Kaffer weiß, wie seine Glasperlen entstanden sind. Und dennoch giebt er diesem Kalender den Namen der Geschichte! ja, die Geschichte sollte die Mutter der Politik sein! Das aber, was Ihr Geschichte nennt, ist ein unfruchtbares Ding. Was sind Eure sogenannten Politiker? Sie streiten sich um die Früchte von Bäumen, die sie nicht gepflanzt haben, und verstehen es nicht, einen Kern zu pflanzen, welcher ihnen diese Früchte auf einem ebenso sichern wie friedlichen Wege bringen würde. Ich sage Euch, Mynheer: erst dann, wenn unsere Erkenntnis hindurchgedrungen ist in jene geheimnisvollen Tiefen, aus denen von dem allmächtigen Schöpfer selbst angeordnete weltgeschichtliche Gewalten nach unumstößlichen weltgeschichtlichen Gesetzen weltgeschichtliche Thatsachen emporwachsen lassen aus dem Boden, dessen Produkte wir bisher hinnahmen, ohne uns ihrer Erzeugung zu bemächtigen, dann erst können wir sagen: wir haben Geschichte. Dann werden wir Herren der Ereignisse sein; dann werden wir dieselben zu machen, zu fabrizieren verstehen, wie der Handwerker sein Werk und der Poet sein Gedicht. Dann wird die Geschichte das Kind Politik gebären, welches als Königin des Erdkreises demselben den ewigen Frieden bringt und das Schwert in die Pflugschar verwandelt, denn der Streit, der Krieg wird zur Unmöglichkeit werden, da jeder die Gesetze und Kräfte kennt, nach und mit denen der andere wirkt und handelt. Statt der Konkurrenz der Waffe wird die Konkurrenz des Friedens walten, und die Entwicklung des Menschengeschlechtes wird auf Bahnen geleitet werden, die so hoch über unserer jetzigen Kenntniss liegen, daß wir von ihnen nicht die mindeste Ahnung besitzen. Bis dahin aber wollen wir eifrig nach jenen Tiefen forschen und in Demut bekennen, daß wir noch Stümper sind!“ Er hatte mit einer Begeisterung gesprochen, welche sein Auge mit Flammen begabte. Dieser äußerlich so schlichte Mann war ein tiefer Denker und ein hinreißender Redner. Auch wenn ich danach gesucht hätte, es wäre mir doch nicht gelungen, sofort eine Entgegnung auf seine Thesen zu finden. Ich schwieg daher, und auch er vermied es, den Eindruck seiner Worte durch ein Brechen dieses Schweigens zu zerstören.

So ritten wir still und in Gedanken versunken nebeneinander her, bis er endlich doch den gesenkten Kopf erhob und zu mir herüberschaute.

„Das war ein Blick in die Zukunft, Mynheer. Laßt uns auch an die Gegenwart denken! Ihr wollt über die Berge. Habt Ihr eine bestimmte Adresse, an welche Ihr Euch da wenden wollt?“

„Nein. Ich fliege, wie der Vogel fliegt, und wo ich einen Baum finde, da lasse ich mich auf einen Tag in seinen Zweigen nieder. Und doch,“ fügte ich, mich besinnend, hinzu, „ich hätte wohl eine Adresse, wenn man bei diesem Worte nicht an einen bekannten Punkt denkt.“

„Ihr sucht jemand?“

„Was man eigentlich unter Suchen versteht, nein; aber ich traf in Zeeland eine Familie, welche Verwandte in Transvaal besitzt, von denen seit langer Zeit keine

Kunde in die Heimat gedrungen ist, und wurde gebeten, mich gelegentlich nach denselben zu erkundigen.“

„Wie heißen diese Verwandten hier?“

„Van Helmers.“

„Hm, ich habe Tausende von Boers unter meinem Kommando gehabt und kenne die meisten beim Namen; es waren einige Helmers unter ihnen. Könnt Ihr mir nicht vielleicht etwas Näheres angeben?“

„Ich weiß nur, daß sie vor den Engländern über die Drachenberge in das Transvaal gestiegen sind.“

„Und aus Zeeland stammen sie?“

„Ja, wie ich bereits sagte, der Großoheim von ihnen ging zum Kap; es können von demselben also Kinder und Enkel vorhanden sein.“

„Was war dieser Großoheim?“

„Schiffer.“

„Und hieß Lucas van Helmers?“

„Allerdings,“ rief ich überrascht, „Ihr kennt die Familie, Mynheer?“

„Ich habe von diesem Lucas einiges gehört. Seine Verwandten—hm, er ist längst tot, und ich muß mich besinnen,“ antwortete er mit einem eigentümlichen Zwickern seines Auges.

Sein ernstes Gesicht nahm einen leischelmischen Ausdruck an, der mich schließen ließ, daß er von den Betreffenden mehr wisse, als er mir sagen wollte. Was hatte er für Gründe zu dieser Zurückhaltung?

Da plötzlich hielt er sein Pferd an, und auch ich parierte das meinige. Der aus Lagern grob geschichteten Sandsteines gebildete Boden war stellenweise von dunklen Massen eruptiven Gesteines durchbrochen; diese Felsenlager hinderten uns, weit zu sehen, doch dämpften sie den Schall nicht, welcher uns den Hufschlag eines uns schnell entgegenkommenden Pferdes zutrug.

„Wer kommt?“ fragte er, das Roer von der Schulter nehmend.

Auch ich hatte sofort mein Gewehr ergriffen, doch senkten wir beide zu gleicher Zeit die Waffen: ein leichtes Pony trabte um die Felsenecke, und auf ihm saß eine Mädchengestalt, deren Erscheinung auch unter andern Verhältnissen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte.

Sie trug einen leichten, roten Rock, dessen Mieder gürtelartig nur die Hälfte der Taille umschloß; über die eine Schulter war nach der andern Hüfte herüber ein Wildkatzenfell geschlungen, und das lockige, tiefschwarze Haar quoll in dichter Fülle unter einem aus bunten Federn hergestellten Mützchen hervor. Arme und Füße waren bloß, und die dunkle Farbe derselben ließ in der Reiterin ein Kaffermädchen vermuten. Ein Blick in das Gesicht machte diese Vermutung zur Gewißheit, wenn auch die Bildung desselben nicht die scharfe Prägung zeigte, welche man bei Individuen gewöhnlichen Schlages beobachtet.

Als sie uns erblickte, riß sie die Zügel an sich und legte die kleine Hand an den Messergriff, welcher unter dem Katzenfelle hervorsah, doch ging ihre Besorgnis schnell in ein Lächeln über, und sichtlich freudig überrascht rief sie:

„Kees Uys! Ihr wollt zu uns?“

„Ja, mein Mietje. Ist die Mutter daheim?“

„Ja.“

„Und Jan?“

„Nein. Er sucht einen Leoparden.“

„Und du? Wo willst du hin, Mädchen?“

„Hinüber zu Nachbar Zelmst. Ich habe Eile. Mutter ist krank, und Zelmst soll ihr helfen.“

„Kind, du kommst vor nachts nicht hinüber, und der Weg ist gefährlich.“

Sie lächelte leichthin.

„Ich fürchte mich nicht, Baas Uys, das wißt Ihr ja, und Mutter ist diesmal so schlimm, daß der Nachbar kommen muß.“

„Ist Nachbar Zelmst ein Arzt?“ fragte ich.

„Er ist ein Boer, der einiges von den Kräutern versteht,“ antwortete mir Kees Uys.

„So kann Mietje wieder umkehren; ich werde der Mutter zu helfen versuchen.“

Das Mädchen blickte erfreut zu mir herüber.

„So seid Ihr ein Offizier van der Gezondheid?“ fragte sie.

„Ich bin auch Arzt und habe meine Reiseapotheke bei mir,“ antwortete ich.

„Das ist ja ein außerordentlich glücklicher Umstand, Mynheer,“ meinte Uys. „Kehr um, Mietje, und sei froh, denn ich weiß die Zeit gar nicht mehr, seit welcher hier in den Randbergen ein Arzt gesehen wurde. Kommt, Mynheer, wir wollen etwas scharf zureiten! Ihr müßt nämlich wissen, daß Mietje es nicht liebt, ihr Pony zu langweilen!“

Wir ließen nun die Pferde ausgreifen, und ich bemerkte allerdings bald, daß Mietje ihr Tier ausgezeichnet zu behandeln verstand. Ein ungewöhnliches Interesse erwachte in mir für die fremdartige Reiterin. Wie kam die Kafferin zu dem christlichen Namen Marie? Wie zu dem beinahe verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem berühmten Boersführer? Ihrem vorteilhaften Äußeren nach mußte sie einem ausgezeichneten Stamme angehören; vielleicht war sie eine Amatomba oder eine Lagoanerin. Wer war die kranke Mutter? Das Mädchen sah nicht aus, als ob es eine kaffrarische Erziehung genossen habe.

Diese Gedanken und Betrachtungen wurden durch eine hinter uns rufende Stimme unterbrochen. Ich wandte mich um. Hart an den Hufen unserer Pferde trabte der dicke Brabanter, doch ohne Reiter. Der letztere lag eine kleine Strecke weiter zurück, streckte Arme und Beine kerzengrad in die Luft und schrie aus Leibeskräften:

„Mynheer halt—Mnyheer wart! Oh, oh—au, oh! Quimbo hab nicht mehr Pferd, und Pferd hab nicht mehr Quimbo! oh, au! Pferd lauf, und Quimbo kann nicht mehr lauf und nicht mehr reit; Quimbo hab' nicht mehr Arm und nicht mehr Bein, Quimbo lieg an der Erd und bin tot!“

Ich mußte lachen, und auch Kees Uys stimmte ein. Das Mädchen aber kehrte zu dem verunglückten Stammverwandten zurück, warf sich vom Pony und bog sich zu ihm nieder.

„Du heißest Quimbo? Hast du dir Schaden gethan?“ fragte sie ihn.

„Ja, Quimbo heiß Quimbo; aber nicht Quimbo hab Quimbo Schaden gethan, sondern Pferd hab Schaden gethan Quimbo.“

„Was thut dir weh? Wo schmerzt es dich? Im Rücken?“

„Nur Rücken soll schmerz Quimbo? Oh, oh, der ganz Quimbo thu Quimbo weh. Quimbo bin nicht mehr am Leben; Quimbo bin tot!“

Auch ich stieg vom Pferde, um zu sehen, ob er sich Schaden gethan habe; ich konnte trotz der sorgfältigsten Untersuchung nicht das Geringste finden, und dennoch verweigerte er, sich zu erheben. Er brüllte unter meiner forschenden Hand und versicherte ohne Aufhören, daß er vollständig tot sei. Da stieg auch Uys ab und zog sein Messer hervor.

„Quimbo ist wirklich tot,“ meinte er gelassen. „Und wenn Ihr es nicht glaubt, Mynheer, so werde ich es Euch beweisen. Ich schneide ihn auf, und dann könnt Ihr hineinsehen, ob er noch Leben hat.“

Er bog sich nieder, faßte den Kaffer bei der Kehle und setzte das Messer an; im nächsten Augenblick war Quimbo aufgesprungen und schlug einen fürchterlichen Salto mortale zur Seite hinüber.

„Oh, nicht schneid' Quimbo! Quimbo bin wirklich tot, aber Quimbo kann doch wieder reit auf Pferd!“

„So steige auf, und nimm dich in acht, daß du nicht wieder herabfällst!“

Der von den Toten Erstandene suchte die Gegenstände zusammen, welche ihm entfallen waren, und kletterte wieder auf das Pferd.

„Reit Mynheer wieder schnell?“ fragte er ängstlich.

Ich nickte.

„Oh, dann bind Quimbo fest,“ bat er; „sonst werd Quimbo zweimal tot!“

„Dann schneide ich dich wirklich auf!“ versicherte Uys mit drohender Miene und stieg ebenso wie ich und Mietje wieder auf. „Übrigens ist unser Weg kein weiter mehr. In einer halben Stunde haben wir unser Ziel erreicht, und dann, Mynheer, könnt Ihr ja zeigen, daß Ihr ein wenig mehr versteht, als Nachbar Zelmst, der Kräutersucher.“

## Kapitel 2

Nach einem halbstündigen Ritt hielten wir vor einem Thale, welches sich in einer Breite von wohl anderthalb englischen Meilen zwischen zwei Höhen hinzog, die zu den westlichen Ausläufern des Randgebirges gehörten. Ein breiter Bach schlängelte sich längs seiner Sohle von einer Seite zur andern und bildete die Ursache der üppigen Vegetation, durch welche sich dieser verborgene Winkel der Vorberge vor den Strecken auszeichnete, welche ich während der letzten Tage durchstreift hatte. Überall erblickte das Auge weidende Rinder, Schafe und Ziegen. Ein ausgedehntes Gehöft, umgeben von einem baumreichen Garten, an den sich unmittelbar reichbestandene Getreidefelder schlossen, lag inmitten des Thales.

„Da sind wir!“ sprach Kees Uys. „Wie gefällt Euch dieser Platz?“

„Besser als mancher andere, den ich bisher gesehen habe. Wie heißt der Besitzer desselben?“

„Es ist Neef Jan, ein ganzer junge, sage ich Euch. Nach einem wackerern Afrikaner, als er ist, könnt Ihr lange suchen, obgleich er erst zweiundzwanzig Jahre zählt. Schade, daß er sich auf der Leopardenjagd befindet, die ihn stets einige Tage vom Hause hält, sonst könntet Ihr ihn persönlich kennen lernen!“

Er nannte ihn bloß Neef Jan, ohne seinen Familiennamen zu sagen. Die holländische Sitte, daß, auch ohne in Blutsverwandtschaft miteinander zu stehen, ältere Bekannte jüngere mit Neef anreden und von diesen mit dem einfachen und vertraulichen Baas bezeichnet werden, ist auch mit nach Afrika herübergekommen. Afrikander im weiteren Sinne nennt man alle Ansiedler niederländischen Ursprunges, im engeren Sinne aber versteht man hierunter nur diejenigen Boers, welche gut mit der Büchse umzugehen verstehen, treu an ihren alten Traditionen bängen, infolgedessen unerbittliche Feinde der Engländer sind und vor keiner Gefahr zurückzubeugen pflegen. Nennt ein Ansiedler den andern einen Afrikander, so ist dies die größte Ehrenerweisung, welche er ihm bieten kann, denn er hat ihn damit als einen Held bezeichnet. Dieser erst zweiundzwanzigjährige Neef Jan mußte also bereits genügende Proben seines Mutes gegeben haben, um von dem berühmten Uys als Afrikander bezeichnet zu werden.

„Er hat außer Jan noch einen andern Namen?“ fragte ich daher.

„Allerdings,“ antwortete der Boer mit einem schlaun Lächeln. „Euch ist schlecht standzuhalten, wie es scheint, Mynheer. Ich wollte diesen Namen erst bei der Vorstellung nennen, aber da Ihr mich so drängt und der Neef auch nicht daheim ist, so sollt Ihr wissen, daß er Jan van Helmers heißt.“

„Van Helmers?“ rief ich. „Wollt Ihr damit sagen, daß er ein Glied jener Familie sei, welche ich suche?“

„Wenn ich mich nicht irre, so ist er der Enkel jenes Großsohns, von welchem Ihr mir erzähltet. Dieser fiel als wackerer Kämpfe in der Schlacht bei Pieter-Maritzburg, in welcher auch dessen Sohn mitfocht, der, wie ich Euch versichere, ein Jäger und ein Krieger war, wie es kaum einen zweiten gab. Der Enkel gleicht ihm auf das Haar. Seine Büchse hat noch niemals ein Ziel verfehlt, weder bei Tag noch bei Nacht; darum wird er nur der Boer van het Roer genannt, und seine Fäuste sind stark wie die Tatzen des Löwen; wehe dem, der zwischen sie gerät!“

Mietje war uns vorausgeeilt; wir sahen sie jetzt hinter den Planken des Hofes verschwinden.

„Und dieses Kaffernmädchen?“ fragte ich.

„Ist seine Adoptiv-Schwester und seine Braut.“

„Ah!“

„So ist es! Sein Vater war nordwärts vom Griqua auf einer Jagdstreiferei in die Kalahari gekommen und fand dort neben der Leiche einer jungen, schönen und wohl kaum vor einer Stunde verstorbenen Kaffernfrau das halb verschmachtete Kind. Er hatte ein mitleidiges Herz und nahm das Mädchen mit sich. Es wurde getauft und neben Jan erzogen, der es nicht anders als sein Schwesterchen nannte, bis er auf den Gedanken kam, aus der angenommenen Schwester sein Weib zu machen.“

„Waren die Eltern damit einverstanden?“

„Natürlich! Ihr dürft nicht glauben, daß wir dieselben Vorurteile hegen, wie ihr daheim. Mietje ist ein ganzes Mädchen und wird eine Frau werden, wie Jan unter den Ansiedlern keine bessere finden kann.“

„Sie muß eine Amatomba oder Lagoanerin sein.“

„Wahrscheinlich, doch geben die Gegenstände, welche van Helmers bei ihrer Mutter fand, keinen Anhalt. Sie ist, da Jan sehr viel außer Hause ist, die Seele der ganzen Beszung, nimmt alle Sorgen mit Freuden auf sich und hat auch jetzt uns

nur verlassen, damit wir bei unserer Ankunft sofort einen gedeckten Tisch vorfinden. Wäre ich jung, so könnte ich Jan um diese Braut beneiden!“

Wir ritten in raschem Schritte über die fetten Wiesen dahin, passierten das offene Thor und gelangten in einen sehr großen Hofraum, in welchen die Eingangsthüre des Wohngebäudes mündete. Einige Fanghunde empfangen uns mit lautem Gebell, doch ließen sie sich durch Uys, der ihnen jedenfalls bekannt war, sofort beschwichtigen. In ihr Gebell hatte sich ein eigentümliches Pfauchen und Zischen gemischt. Ich folgte der Richtung des Schalles und gewahrte einen gezähmten Leoparden, welcher neben einer für ihn errichteten Hütte an einer starken Kette lag.

Das Gebell hatte noch eine weitere Folge. Ich vernahm nämlich hinter dem Hause die eigentümlichen Töne einer Stimme, welche mir vollständig unbekannt war, und sah gleich darauf um die Ecke einen Strauß hervorbiegen, der sich mit weit vorgestrecktem Halse und schlagenden Flügeln auf uns losstürzte. Das Haus schien außerordentlich gut bewacht zu sein.

Unglücklicherweise hatte sich der riesige Vogel meinen braven Quimbo zum Gegenstande seines Angriffes ausersehen. Dieser erkannte die Gefahr, welche ihm drohte, und brachte augenblicklich seine beiden nackten Beine auf den Rücken des Pferdes in Sicherheit.

„Mynheer, Mynheer,“ brüllte er, „Strauß will freß Quimbo! Strauß hab Hunger! Strauß mag verschling Pferd, aber nicht Quimbo!“

Durch das Zetermordio des Attackierten noch mutiger gemacht, verschärfte der Vogel seinen Angriff und versuchte, die Beine des Kaffern mit dem Schnabel zu erreichen. Da diese aber immer auf die gegenüberliegende Seite des Pferdes gehalten wurden, so griff er schließlich den Brabanter an, der die energischen Schnabelhiebe des streitbaren Federhelden allerdings so wenig nach seinem Geschmacke fand, daß er trotz seiner Schwerfälligkeit mit allen vieren in die Luft ging und Quimbo in die höchste Gefahr brachte, seinem Feinde vor die Füße geworfen zu werden.

„Mynheer rett Quimbo! Mynheer helf arm Quimbo! Quimbo will nicht gut schmeck Strauß, oh, oh! Mynheer schieß tot Strauß, aber Mynheer nicht treff Quimbo, denn Quimbo bin sonst tot!“

Kees Uys versuchte vergebens, den Vogel zu beruhigen. Der dicke Gaul stieg unaufhörlich bald vorn bald hinten in die Höhe und wieherte vor Schmerzen; der Kaffer brüllte; die Hunde begannen von neuem ihr Gebell, und der Leopard zerrte an der Kette und brüllte, daß es einem wirklich angst werden konnte. Da erscholl ein einziger Zuruf durch das geöffnete Fenster, und sofort gehorchten alle diese zahmen und halbwilden Tiere.

„Rob, zurück!“ rief Mietje, und der Vogel wandte sich vom Pferde hinweg, um an das Fenster zu eilen und, den Kopf durch dasselbe steckend, sich von seiner Herrin liebkosen zu lassen.

Dadurch wurde nicht nur Quimbo befreit, sondern auch wir sahen uns aus einer fatalen Lage erlöst, da es uns andernfalls notwendig erschienen wäre, gewalt- sam gegen den jedenfalls freundlich gehegten Vogel einzuschreiten.

Einige herbeieilende Hottentotten nahmen unsere Pferde in Empfang; dann trat ich mit Uys in die Wohnung, in welcher wir außer Mietje eine ältliche Frau fanden, welche, sorgfältig in Decken gehüllt, in einem Lehnstuhle saß. Mietje hatte uns



bereits angekündigt, und ich wurde von der Kranken mit außerordentlicher Herzlichkeit empfangen.

„Jeffrouw Soofje, dieser Mynheer kommt aus Holland,“ bemerkte Kees Uys.

„Und zwar aus Zeeland,“ fügte ich hinzu.

„us Zeeland?“ fragte sie. „Ich kenne es nicht; aber der Vater meines Mannes war dort geboren. Er hat viel dorthin geschrieben, endlich aber keine Antwort mehr erhalten. Kennt Ihr Storckenbeek in Zeeland?“

„Ich bin eine volle Woche dort gewesen als Gast einer Familie van Helmers.“

„Bei den Helmers?“ fragte sie, trotz ihres Leidens und ihrer außerordentlichen Wohlbeleibtheit, außerordentlich lebhaft. „Das sind ja unsere Verwandten! Habt Ihr sie nicht von Lucas van Helmers sprechen hören?“

„Sehr oft, Jeffrouw. Sie baten mich, nach Euch zu forschen und Euch diese Briefe zu überreichen, falls es mir gelingen sollte, Euern Aufenthalt zu entdecken. Auch sie haben schon öfters geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Postzustände scheinen zur Zeit der Invasion der Engländer keine besonders lobenswerten gewesen zu sein.“

„Einen Brief aus Storckenbeek? Gebt ihn schnell her, Mynheer! Mietje mag ihn vorlesen, während Ihr dort zu dem Imbiß greift. Setzt Euch zur Tafel, und nehmt fürlieb. Wildbret ist leider nicht dabei, da Jan schon seit vorgestern abwesend ist, um auf einen Leopard zu gehen.“

Sie legte auf das Wort Leopard einen Ton, welcher mich annehmen ließ, daß es mit demselben eine besondere Bewandnis haben müsse, zumal sie dabei einen eigentümlichen, bezeichnenden Blick auf Uys warf. War unter dem Leopard vielleicht etwas ganz anderes zu verstehen, als das bekannte katzenartige Raubtier, welches in der Kolonie allerdings häufig getroffen und eifrig verfolgt wird wegen des großen Schadens, den es unter den Herden stiftet?

Uys beantwortete diese unausgesprochene Frage durch eine Bemerkung, welche er der Frau auf ihre Worte machte:

„Ich wollte mit ihm, wurde aber abgehalten, zur rechten Zeit einzutreffen, und werde, sobald mein Pferd gefüttert ist, ihm folgen. Übrigens ist dieser Mynheer kein Freund der Engländer, und wir können also offen vor ihm sprechen, Jeffrouw. Ist Jan allein fort?“

„Ja.“

„Zur Klaarfontain?“

„Er sagte so, Baas Uys.“

„Hat er nicht gesagt, wer alles kommen will?“

„Van Raal, Zingen, Veelmar und van Hoorst, außer den andern, die sie begleiten.“

„Da wären ja die Hauptleute vollständig beisammen. Wie steht es mit Freed up Zoom?“

„Es kam die Nachricht, daß er vielleicht eintreffen werde. Das soll ich Euch ganz besonders mitteilen.“

„Wirklich?“ fragte er schnell. „Dann bringt er auch den Mann mit, welchen wir brauchen, um Sikukuni unschädlich zu machen, und ich darf diese Zusammenkunft unmöglich versäumen. Wie lange wollen sie auf mich warten?“

„Vier Tage, von heut an.“

„Das genügt. Ihr müßt nämlich wissen, Mynheer,“ wandte er sich zu mir, »daß wir einen entscheidenden Schlag gegen die Kaffern beabsichtigen. Wir haben zwar Frieden mit ihnen geschlossen, Sikukuni aber ist zu unruhig und blutdürstig; er hält den Vertrag nicht, überfällt einen Ansiedler nach dem andern, verheert das Land mit seinen Horden und wird darin von den Engländern unterstützt, welche ihm Waffen und Munition liefern und gar nicht bedenken, daß sie damit ein Raubtier stärken, welches sich früher oder später auf sie selbst stürzen wird. Wollt Ihr mit zu der Zusammenkunft? Ihr werdet nur echte Afrikaner treffen und vielleicht auch einen Kaffernhüuptling, welcher einst so berühmt sein wird, wie Sikukuni, der da unten hinter den Bergen seine Zulus zusammenzieht, um einen großen Kriegszug gegen die Boers zu unternehmen, wie ich berichtet worden bin.“

Das war mir allerdings eine sehr willkommene Einladung, doch mußte ich sie aus Rücksicht für Jeffrouw Soofje ablehnen.

„Wann reitet Ihr?“ fragte ich also.

„Sobald ich hier gegessen habe.“

„Dann kann ich mich Euch leider nicht anschließen. Wir haben Jeffrouw einen Arzt versprochen und müssen Wort halten, Mynheer.“

Er mußte diese Ansicht billigen und machte sich dann höchst eingehend und mit jener Behaglichkeit, welche den wahren Esser kennzeichnet, über die aufgetragenen Speisen her, welche zwischen seinen glänzenden Zähnen in solcher Menge verschwanden, daß ich an seiner Stelle mir unbedingt den Tod geholt hätte.

Unterdessen wurde der Brief geöffnet und von Mietje vorgelesen. Das Mädchen hatte sicher keine andern Lehrer als ihre Pflegeeltern gehabt; ich erstaunte daher über ihre Fertigkeit, den sehr undeutlich geschriebenen Brief zu entziffern, und Jeffrouw Soofje bemerkte diesen günstigen Eindruck, welchen die Leserin auf mich machte.

„Ja,“ meinte sie daher nach vollendeter Lektüre, „das Mietje liest besser als Jan, und der ist doch vier Jahre älter und noch dazu der Adjutant von Baas Uys! Das hat sie vom seligen Boer gelernt, der ein gar kluger Mann war in allem, was der Mensch können und wissen muß. Seit ihn die Kaffern getötet haben, giebt es nicht eher Ruhe für mich und Jan, als bis Sikukuni gestraft ist.“

Als Kees Uys seine Mahlzeit beendet hatte, erhob er sich und griff zum Roer.

„Jetzt wird es fortgehen, Jeffrouw. Dank will ich Euch erst später sagen, denn es versteht sich ganz von selbst, daß ich Jan begleite, wenn er zurückkehrt. Und wir, Mynheer, brauchen wohl auch nicht Abschied zu nehmen, denn ich denke, Euch hier noch vorzufinden!“

„Mynheer wird nicht so schnell fortgehen,“ versicherte und bat die Frau, halb zu mir und halb zu ihm gewendet. „Lebt wohl, Baas Uys, und laßt uns bald hören, daß ihr mit Sikukuni fertig seid!“

Sie reichte ihm die Hand, und er that mit Mietje und mir, die wir ihn dann hinausbegleiteten, dasselbe. Das Mädchen blieb im Hofe; ich kehrte allein in die Stube zurück.

Hier mußte mir Jeffrouw Soofje von ihrem Leiden erzählen, und ich kam zu der Überzeugung, daß dasselbe nur in einem schlecht behandelten Katarrh bestehe, welcher allerdings bereits begonnen hatte, einen gefährlichen Verlauf zu nehmen. Glücklicherweise enthielt meine kleine Reiseapotheke das geeignete Mittel, welches ich der Patientin verabreichte, bevor ich ihr gebot, das Bett aufzusuchen. Um

das letztere zu thun, bedurfte die schwere Frau der Hilfe, und ich ging daher, um Mietje zu holen. Sie war im Hofraume nicht zu treffen. Ich fragte einen aus dem Stalle kommenden Hottentotten nach ihr. Er zeigte mit dem Finger hinter das Haus.

„Mietje sein dort und geb Schul klein Kind,“ antwortete er.

„Schule?“ fragte ich überrascht.

„Schul!“ antwortete er stolz. „Klein Kind und groß Khwekhwena (wie sich die östlichen Hottentotten nennen) lern viel, groß viel in Schul—lern zähl, lern les, lern schreib und lern bet. Mietje sein gut, groß gut in Schul!“

Ich ging der bezeichneten Richtung nach und hörte bald ein lautes Sprechen. Inmitten eines kleinen, von Buschwerk eingerahmten freien Grasplatzes saß das Mädchen, umgeben von Kindern beiderlei Geschlechtes, welche in zwei Abteilungen getrennt waren. Die Abteilung hatte jedenfalls ihren sprachlichen Grund, denn ich erkannte sowohl an der Farbe als auch an den Gesichtszügen, daß die eine Hälfte aus Hottentottenkindern, die andere aber aus Abkömmlingen von Kaffern bestand. Mietje beschäftigte sich soeben mit den ersteren, und ich bemerkte, daß der gegenwärtige Unterricht ein religiöser sei.

„Nun wird gebetet. Faltet die Hände!“ gebot sie, diesem Befehle durch ihr eigenes Beispiel folgend.

Die kleinen, gelbbraunen Händchen der Kinder legten sich zusammen.

„Jetzt!“

Sie erhob ihre gefalteten Hände zum Zeichen, und nun erklang es im Chore:

„*Sida tib, hommi na-hab, sa ons anu-annuhe!*“

Die Kleinen beteten das Vaterunser in rührender Andacht zu Ende. Dann wandte sie sich an die Kaffernkinder:

„Und nun auch ihr!“

Die Händchen wurden auch von dieser Abteilung gefaltet; dann gebot sie wie vorher:

„Jetzt!“

Der kindliche Chor begann:

„*Bawo wetu o sezulwini, malipatwe ngobungwele igama lako.*“

„So!“ lobte sie die Gelehrigkeit und Andacht der Kleinen. „Und nun wollen wir beten, wie wir des Abends und des Morgens drin bei Jeffrouw Soofje beten müssen. Alle zusammen—jetzt!“

Sowohl die Kaffern als auch die Hottentotten begannen jetzt niederländisch:

„*Onze vader, die in de hemelen zitt, uw naam worde geheiligt.*“

Ich sah und hörte, daß ich in ein frommes, gottesfürchtiges Haus gekommen sei, und es that mir leid, den Unterricht stören zu müssen. Mietje hatte mein Kommen nicht bemerkt und wurde einigermaßen verlegen, als ich zwischen den Sträuchern hervortrat, um sie zu bitten, zur Mutter zu gehen.

Ich begleitete sie, nachdem sie die Kinder entlassen hatte. An der Giebelseite des Hauptgebäudes bemerkte ich zwei Wildkatzenfelle, welche ausgespannt unter einem der Fenster hingen.

„Diese Tiere scheinen hier häufig vorzukommen.“ bemerkte ich.

Sie nickte:

„Da droben im Walde begegnet man ihnen sehr oft, Mynheer, und es ist nicht ganz ohne Gefahr, sie anzuschießen. Die erste, welche ich traf, hat mich gar arg

zugerichtet, weil ich sie bloß verwundete, und hätte ich mein Messer nicht mitgebracht, so lebte ich jetzt vielleicht nicht mehr.“

Ich blickte sie verwundert an.

„Ihr versteht auch, mit dem Gewehre umzugehen?“ fragte ich sie.

„Jan hat es mich gelehrt, weil er meinte, hier zu Lande sei es vorteilhaft, wenn auch die Frauen und Mädchen die Waffen gebrauchen können.“

„Wo liegt der Wald?“

„Ist man hier das Thal hinauf und über die Höhe rechts hinübergewandert, sieht man ihn liegen.“

Wälder sind in diesen Gegenden eine Seltenheit, und da ich mich jetzt ohne weitere Beschäftigung sah, so rief ich meinen Diener, welcher in scheinbarer Entfernung vom Leoparden stand und das ihn verdrießlich anblinzelnde Tier neugierig betrachtete.

„Quimbo, hast du die Pferde versorgt?“

„Pferd hab freß und hab sauf, Mynheer,“ antwortete er. „Quimbo sein fleißig und hab auch schon eß!“

„So nimm deine Waffen. Wir gehen zum Walde!“

Ich trat in die Stube, um meine Büchse zu holen, und machte die beiden Frauen mit meinem Vorhaben bekannt. Sie warnten mich vor giftigen Schlangen, deren es im Walde eine Unzahl gebe, und boten mir einen Hottentotten als Führer an. Ich lehnte dies ab und verließ das Haus.

Quimbo hatte sich mit allen seinen Waffen behangen und machte ein höchst unternehmendes Gesicht.

„Mynheer hab Flint; Mynheer will schieß tot. Was will Mynheer schieß tot?“

„Elefanten,“ antwortete ich mit der ernsthaftesten Miene.

Der Kaffer that einen gewaltigen Sprung zur Seite und sah mich höchst erschrocken an.

„Elefant?—O, Mynheer werd sein tot, und Quimbo werd sein auch tot! Elefant bin dick; Elefant hab Maul so groß—“

Er streckte die Hände so weit als möglich auseinander, um mir zu verdeutlichen, wie groß das Maul des Elefanten sei.

„Gut, so suchen wir uns einen Löwen!“

Jetzt blieb er gar stillstehen vor Schreck.

„Mynheer will such Löwe? Oh, oh, Löwe sein noch viel mehr groß böß als Elefant; Löwe freß all Tier und all Mensch; Löwe freß England, freß Holland, freß Koi-koib, freß Kaffer, freß Mynheer und freß auch Quimbo. Was soll thun Quimbo, wenn Löwe hab freß Quimbo? Quimbo will nehm schön Frau; Quimbo darf nicht werd freß von Löwe!“

Das war mir neu. Ich vermochte es nicht, mir den guten Kaffer als würdigen Ehemann vorzustellen, und fragte darum:

„Was? Heiraten willst du?“

„Quimbo wird nehm Frau!“

Er sprach diese Versicherung mit einem außerordentlichen Selbstbewußtsein aus und zog dabei eine Miene, als erwarte er die größte Anerkennung von meiner Seite.

„So! Wen willst du nehmen?“

„Quimbo nehm schön Mietje!“

Beinahe hätte ich laut aufgelacht. Also Mietje sollte das Glück haben, Madame Quimbo zu werden!

„Warum Mietje?“ fragte ich ihn.

„Mietje bin gut, als Quimbo fall von Pferd; Mynheer Uys hab woll schneid auf Quimbo, Mietje aber hab Angst um Quimbo; drum werd sein Mietje Frau von Quimbo.“

„Hast du es denn Mietje schon gesagt?“

„Nein. Quimbo hab nicht sprech mit Mietje.“

„Weißt du denn, daß Mietje deine Frau sein will?“

„Quimbo weiß! Mietje will sein sehr Frau von Quimbo, denn Quimbo bin schön, bin gut und bin groß und tapfer Krieger!“

Das waren freilich sehr bedeutende Eigenschaften, die ich leider dahingestellt sein lassen mußte. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, den schönen, guten und tapfern Heiratskandidaten aus seiner beglückenden Illusion zu reißen, und ließ daher das Gespräch fallen, indem ich so wacker voranschritt, daß er Mühe hatte, mir zu folgen.

Das Thal verengte sich nach oben immer mehr und endete da, wo der Quell aus der Erde sprang. Bald erreichten wir die Höhe des Thalrandes, über welche sich der nachbarliche Berg noch weit erhob, schritten an dessen Lehne hin und erblickten nach einiger Zeit den Wald, welcher in der jenseitigen Bodensenkung begann und dann mit seinem Grün sich rechts und links ausbreitete, so weit es der von Höhen eingeengte Horizont erkennen ließ.

Während wir so dahinschritten, war es mir, als bemerke ich Spuren, daß vor ganz kurzer Zeit hier jemand gegangen sei. Zwar war kein einziger ausgeprägter Stapfen oder gar eine fortlaufende, deutliche Fährte zu erkennen, aber dem geübten Auge konnten doch einige untrügliche Merkmale nicht entgehen, welche sich hier und da in dem grobkörnigen Sande zeigten. Trotzdem der Betreffende ein Angehöriger der Farm sein konnte, fand ich doch diese Spuren, ohne einen besonders stichhaltigen Grund hiefür zu haben, höchst auffällig. Sie hörten schließlich infolge des felsigen Bodens, welchen wir betraten, ganz auf, und da keine nähere Veranlassung vorlag, unterließ ich es, sie wieder aufzusuchen.

Wir gelangten in den Wald.

Er bestand aus mächtigen Gelb-, Stink-, Eisen- und Assagaiholzbäumen, zwischen deren Stämmen baumartige Farne ihre palmenartigen Wedel emporstreckten. Der Saum wurde gebildet von Rhinocerossträuchern, zwischen denen das lebhafte Grün der Mesembryanthemum-, Oxalis- und Pelargoniumarten hervorleuchtete. Trotz der Dürre und Einförmigkeit des Bodens besitzt das Kapland eine eigentümliche und reiche Flora, welche man auf zwölftausend Arten schätzt. Hat in Gegenden, welche des Wassers nicht ganz und gar entbehren, die Vegetation einmal Wurzel geschlagen, so entwickelt sie infolge des höchst günstigen Klimas bald eine außerordentliche Üppigkeit, welche zu der Öde und Dürftigkeit wasserloser Striche im schärfsten Kontraste steht.

Gleich beim Eintritte in den Wald empfing uns eine Familie von *Cercopithecus erythropygus*, eine kleine Paviansart, deren Angehörige die einzigen Quadrumanen des Kaplandes bilden, mit possierlichen Grimassen, welche Quimbo durch lebhaftes Gesichterschneiden erwiderte. Die Keule in der Rechten und den Wurfspieß in der Linken, folgte er mir in einer Weise, als ob er befürchte, daß jeden Augen-

blick ein Elefant oder Löwe zwischen den Bäumen hervorbrechen und sich auf uns stürzen könne. Leider hatten wir keines von beiden Tieren zu fürchten, da sie von Jahr zu Jahr seltener werden und sich vor den Verfolgungen der Ansiedler ebenso wie das Flußpferd und das Rhinoceros in die nördlicher liegenden Wälder zurückziehen.

Den größten zoologischen Reichtum dieses Waldes schienen die Vögel zu bilden, die in großer Zahl und vielen Arten die Wipfel belebten und sich durch uns nicht im mindesten stören ließen. Es war dies für mich ein Beweis, daß sich nur selten ein menschlicher Fuß hierher verirrte, und wenn dies geschehen war, ihn meist wohl friedliche Absichten herbeigeführt hatten.

Es war mir mehr darum zu thun, mich ordentlich auszugehen, als daß ich eine Absicht auf ein bestimmtes Wild gehabt hätte; dennoch aber hielt ich mich fortwährend schußbereit und ließ mir kein Geräusch entgehen.

So strichen wir bereits eine Stunde lang vorwärts, als ich plötzlich aus nicht zu großer Entfernung einen Schuß vernahm.

„Hör Mynheer?“ fragte Quimbo, mit einer höchst bedenklichen Miene den Zeigefinger erhebend.

Ich lauschte nach der Richtung hin, aus welcher der Schall zu uns gedrungen war. Ein zweiter Schuß ertönte.

„Oh, schieß noch mal! Mann schieß tot Mann; sein hier zwei Abantu, zwei Mensch, und schieß tot ein der ander!“

Ich war nicht derselben Meinung, denn die beiden Schüsse waren jedenfalls von einer und derselben Büchse abgegeben worden, wie für ein geübtes Ohr deutlich aus dem Schalle zu erkennen war. Ich hegte die Absicht, mich leise vorwärts zu schleichen, um den unbekanntem Schützen heimlich zu beobachten, wurde aber bald veranlaßt, meine Bewegungen zu beschleunigen.

„*Help, help! Oh, woe to me!*“ hörte ich eine laute, ängstliche Stimme rufen.

Das war englisch. Jedenfalls befand sich ein Weißer in Gefahr, und darum drang ich so schnell wie möglich durch die dichten Farne. Schon nach einigen Augenblicken bot sich mir ein halb ernster, halb komischer Anblick dar. Auf dem moosüberzogenen Stamme eines umgestürzten und schräg gegen die umstehenden Bäume anliegenden Gelbholzbaumes hockte eine lange, dürre Menschengestalt und verteidigte sich mit dem Kolben der umgedrehten Büchse gegen einen mächtigen Eber, welcher am Hinterteile verwundet war und unter zornigem Grunzen und wütenden Stößen die improvisierte Festung zu erobern trachtete.

Ich erhob die Büchse, fühlte aber meinen Arm von Quimbo gefaßt.

„Oh, nicht schieß Mynheer! Quimbo eß gern schön Sau; Quimbo mach tot Sau!“

Mit drei raschen Sprüngen stand er hinter dem Eber, dessen Angriff in so blinder Wut geschah, daß er den neuen Feind gar nicht bemerkte. Den Wurfspieß erhebend, schleuderte er denselben mit solcher Kraft dem Tiere hart hinter dem Vorderbeine in die Seite, daß das feste, unzerbrechliche Holz tief in die Gegend des Herzens eindrang. Das Tier stand einen Augenblick bewegungslos und wandte sich dann, einen blutigen Schaum ausgeifernd, welcher die Trefflichkeit des Lanzenwurfes bekundete, gegen den Kaffer. Schon aber war dieser, um den Hauern auszuweichen, auf die Seite gesprungen und schwang die kurze, schwere Keule. Ein wuchtiger Schlag sauste gegen den Kopf des Ebers, der sofort zu Boden stürzte, und ein zweiter Hieb vollendete den Sieg, welcher das Werk von kaum ei-

ner Minute gewesen war. Der Held dieses Kampfes schwang die Keule hoch in der Luft und stieß einen lauten Triumphruf aus.

„Mynheer seh! Sau bin tot, bin viel tot, bin sehr tot. Sau nicht eß Mann, sondern Quimbo eß Sau!“

Er riß den Speiß aus dem Leibe des erlegten Tieres und griff zum Messer, um es sofort aufzubrechen. Der aus einer so fatalen Belagerung befreite Fremde schob seine langen, unendlichen Gliedmaßen von dem Baumstamme herunter und dehnte sich wie einer, der aus einem fürchterlichen Traume erwacht.

„*Hail, Sir*, das war Hilfe zur rechten Zeit! Das Viehzeug, *damn it*, war so *direful* und unhöflich, daß ein Gentleman sich gar nicht mehr mit ihm abgeben konnte!“

Der Mann war auf alle Fälle ein Engländer. Er trug auf dem rotblond behaarten Kopfe, dessen Gesichtsteil zwei riesige Bartkoteletten zierten, eine hohe, helmartige und aus Nashornhaut gefertigte Mütze; den hageren Körper bedeckte eine kurze, karierte Jacke und eine ebensolche Hose, über welche zwei Filzgamaschen geknüpft waren, unter denen ein schmaler, ewig langer Fuß hervorragte. Die dünnen Finger krallten sich noch immer um die abgeschossenen Läufe seiner Doppelbüchse; an seiner Linken hing in einer ledernen Scheide ein riesiger Schleppsäbel mit Korbgriff, und aus dem um die dünne Taille geschlungenen Shawl sahen zwei hölzerne Messergriffe und die Kolben von drei riesigen Reiterpistolen hervor.

„Sir Hilbert Grey,“ stellte er sich vor, indem er mit einer unbeschreiblichen Handbewegung mich aufforderte, ein Gleiches zu thun.

„Was führt Euch in diese Gegend, Sir?“ fragte ich, nachdem ich auch meinen Namen genannt hatte.

„Geschäfte, Mynheer, wichtige Geschäfte, die ich Euch allerdings nicht verraten kann, da Ihr ein Holländer seid.“

„Ich bin kein Holländer, sondern ein Deutscher, Sir, und gehe im Kapland ein wenig spazieren. Doch erlaubt mir zu fragen, was dieses Tier hier mit Euern wichtigen Geschäften zu thun hat!“

„Dieses Tier, dieser Drache, dieser Cerberus? Stand off! Nicht das mindeste. Ich ging ein wenig zwischen die Bäume, um einen Schöps zu verdauen, welchen wir gegessen haben, und geriet dabei mit diesem Ungetüm zusammen—“

„Welches die Absicht hatte, nun Euch zu verdauen,“ fiel ich lachend ein. „Doch apropos, Sir, wo glaubt Ihr, daß man einen Eber treffen muß?“

„*Pshaw!* Dieser Lindwurm wollte ja nicht stillhalten, als ich zielte. Ich verstehe schon, ein Gewehr da hinzuhalten, wohin es gehört, und habe daher nur einmal in die Luft geschossen, was bei einem Deutschen wohl zweimal geschehen wäre!“

„Möglich, vorausgesetzt, daß kein anderes Ziel als nur die Luft vorhanden ist. Darf ich vielleicht fragen, Sir, wer die Leute sind, mit denen Ihr Euern Schöps verpeist habt?“

„*No, no!* Das ist nichts für Euch. Ruft diesen Menschen von dem Tiere zurück; es gehört mir. Und dann geht Eures Weges!“

„Meint Ihr, Sir Hilbert Grey?“ fragte ich und fügte bei: „Dieser Eber gehört meinem Diener, denn er hat ihn erlegt, und das Recht, welches Euch Euer Schuß an dem Wilde geben könnte, ist recht gut abzutreten gegen den Umstand, daß er Euch das Leben gerettet hat.“

„*Fudge!* Ich behaupte, daß diese Sau mein Eigentum ist und werde—“

„Nichts werdet Ihr! Wenn sich Angehörige von zwei civilisierten Nationen in diesen Breiten begegnen, so pflegen sie sich freundlicher zu verhalten, als es bei Euch der Fall ist, Sir Hilbert Grey. Ihr verlangt, daß ich meines Weges gehen soll. Gut, ich folge Euch, aber dieser Weg geht grad dahin, wohin Euch der Eure führt: zu dem Orte, an welchem der edle Schöps verspeist wurde. Hier hat ein jeder das Recht und sogar die Pflicht, zu sehen, wer sich in seiner Nähe befindet, und will man ihn daran hindern, so gilt einfach das Recht des Stärkeren. Wollt Ihr mich zu Euren Genossen führen oder nicht?“

Der gute Mann blickte höchst verlegen zu mir hernieder.

„Ich darf nicht, Sir, denn es soll niemand wissen, daß wir uns hier befinden.“

Ich hatte einen allerdings noch unbestimmten Verdacht gefaßt, welcher durch das Verhalten des Engländers nichts weniger als gehoben werden konnte. Was that er hier in dieser Gegend, welche, wie ich wohl wußte, nur von einzelnen holländischen Boers bewohnt wurde, die den Engländern geradezu feindselig gesinnt waren? Ein geheimer Emissär der englischen Regierung konnte er unmöglich sein; dazu war er, wie es schien, geistig zu wenig befähigt, und was hätte er als solcher auch grad hier in diesem Walde zu thun gehabt? Zwar hatte Kees Uys gesagt, daß sich jenseits der Randberge die Zulus zusammenscharten—ich mußte klar sehen und meinte daher:

„Wer soll es nicht wissen, Sir? Die Holländer oder auch ich als Fremder und Neutraler?“

„Niemand!“

„Und wenn ich es nun bereits wüßte?“

„Ihr? *Impossible*, unmöglich!“

„Und doch! Es sind Kaffern!“

Ich merkte es ihm sofort an, daß ich richtig geraten hatte, obgleich er mir auszuweichen suchte:

„Kaffern? Ihr irret Euch, Sir! Wo wollt Ihr sie gesehen haben?“

Quimbo war mit seiner Arbeit fertig geworden und erwartete neugierig das Resultat unserer ihm unverständlichen Unterredung. Ich wandte mich zu ihm:

„Laß das Tier einstweilen liegen. Wir müssen diesen Mann begleiten!“

„Quimbo laß lieg Sau? Oh, oh, Mynheer, Quimbo eß viel schön Sau; Quimbo werd trag Sau, und Mietje werd seh, daß Quimbo schön und tapfer!“

„Du sollst sie auch haben, nur später, denn—“

Ein lautes Rascheln ließ mich umblicken – Sir Hilbert Grey hatte die Gelegenheit benutzt und war in das Gesträuch gesprungen. Er mußte wirklich die ernstesten Gründe haben, mit seinen Begleitern unentdeckt zu bleiben, hatte sich aber natürlich verrechnet. Ich verschmähte es, ihm nachzuspringen; er konnte sich mir nur für den Augenblick entziehen; seine Füße waren groß genug, um mir untrügliche Spuren zurückzulassen. Bei der geheimen Verfolgung derselben konnte mir Quimbo nichts nutzen; daher besann ich mich kurz und erteilte ihm die Erlaubnis, zur Farm zurückzukehren. Die Art und Weise, seine Beute fortzubringen, mußte ich dabei ihm allein überlassen.

Mich in die Richtung wendend, in welcher der Engländer entflohen war, fand ich eine Fährte, wie ich sie deutlicher mir nicht wünschen konnte. Sir Hilbert Grey war jedenfalls wenig erfahren in der Art und Weise, sich auf einem Territorium zu bewegen, auf welchem die Gefahr den Menschen in tausenderlei Gestalten um-



giebt, und ebensowenig dachte er wohl auch daran, daß ich die Eindrücke seiner Gorillafüße benützen werde, ihm zu folgen.

Er schien sich vorerst selbst im unklaren über die Richtung befunden zu haben, welche er einzuschlagen gehabt hatte. Seine Spur führte im Zickzack bald rechts, bald links und nahm erst nach längerer Zeit eine grade Linie an. Nach einer guten halben Stunde gelangte ich nun an den Rand einer Bodenvertiefung, welche den oberen Teil eines sich von hier absenkenden Thales bildete und eine Quelle enthielt, die laut murmelnd zwischen zwei Sandsteinen hervorrieselte.

Da unten am Wasser saßen Sir Hilbert Grey und an seiner Seite vier Kaffern, welche ich an ihrer kriegerischen Ausrüstung als Zulus erkannte. Was hatten sie hier zu suchen, und welcher Umstand führte sie mit dem Engländer zusammen? Auf dem Boden lagen noch drei ledige Schilde, ein Beweis, daß sieben Kaffern zu zählen seien, von denen die Fehlenden aus irgend einem Grunde sich entfernt hatten. Die Straußenfedern an einem der Schilde und acht weiter abwärts weidende Pferde ließen vermuten, daß ich es hier nicht mit gewöhnlichen Kaffern zu thun hatte.

Der Engländer befand sich in einem lebhaften Gespräche mit den Wilden, doch selbst wenn ich die Sprache der letzteren verstanden hätte, wäre es mir nicht eingefallen, die Unterredung zu belauschen, da es Notwendigeres zu thun gab. Hier das Lager der Kaffern mit dem verdächtigen Engländer, dort die Farm, nur von einem jungen Mädchen behütet, und dabei drei der Wilden abwesend, darunter der Vornehmste von ihnen—das waren jedenfalls hinreichende Gründe, so schleunig wie möglich zurückzukehren.

Was konnte während meiner nun stundenlangen Abwesenheit nicht alles passiert sein und bis zu meinem Eintreffen noch geschehen! Ich warf jeden Skrupel beiseite und schlich mich längs des Randes hin bis zu den Pferden. Eine plötzlich in mir erwachte Angst sagte mir, daß ich eines derselben haben müsse, möge dies nun ein Diebstahl genannt werden oder nicht. Schwer war es allerdings nicht, aufzusitzen und davon zu reiten, aber dann wäre ich gesehen und verfolgt worden und hätte also die Gefahr für die Farm vergrößert, statt sie zu vermindern. Die Ausführung meines Vorhabens mußte so spät wie möglich bemerkt werden und darum benutzte ich eine Krümmung des Thales, um mich zu dem entferntesten der Tiere zu schleichen; zwar war dies nicht das beste, aber es stand so, daß es von den Kaffern nicht gesehen werden konnte.

Ich gewann ihm den Wind ab, schlich zwischen den Farnkräutern bis auf kaum fünf Fuß Entfernung heran und saß im nächsten Augenblick im Sattel. Das überraschte Tier stieß ein kurzes Schnaufen aus und ging in die Höhe, doch schnell hatte ich es scharf am Zügel, gab ihm einen vielleicht ungewohnten Schenkel- druck zu fühlen und lenkte es das Thal hinab, um dort, zur Farm einbiegend, den Wald zu verlassen und die Höhe des Berges zu gewinnen.

Ich war noch nicht so weit gekommen, als ich Quimbo bemerkte. Er hatte aus starken Baumästen eine Art Schleife gebildet, den Eber darauf gelegt und sich selbst als Zugtier vorgespannt, um unter Schweiß und triefendem Öle die schwere Last bergan zu schleppen. Er war höchst erfreut, als er mich bemerkte, und ebenso erstaunt, mich als Reiter zu sehen.

„Mynheer hab Pferd?“ fragte er. „Oh, oh, Pferd bin gut; Pferd werd zieh Sau für Quimbo!“

Und sofort spannte er sich aus, um seine wichtige Entdeckung durch die That nutzbar zu machen; ich aber wehrte ihm ab:

„Wer wird die Sau essen? Das Pferd oder Quimbo? Wer sie ißt, der mag sie auch ziehen! Ich kann dir das Pferd nicht geben, denn ich brauche es selbst notwendig. Dort im Walde sind bewaffnete Zulus und dort auf der Farm werden noch einige sein. Ich muß hin, um Unglück zu verhüten. Nimm dich vor ihnen in acht, und spute dich, in Sicherheit zu kommen!“

„Zulu bei Mietje? Oh, oh, Quimbo werd spring, und Sau werd spring, daß schnell komm bei gut schön Mietje. Quimbo schlag tot all ganz Zulu!“

Er spannte sich wieder vor und stampfte davon, daß es dampfte; ich aber eilte ihm im Galopp voran.

Bald sah ich die Farm unten liegen. Trotz des schwierigen, abfallenden Terrains die gleiche Schnelligkeit beibehaltend, ritt ich abwärts, der hinteren Seite des Gartens zu. Wollte ich um denselben herumbiegen, um das vordere Thor zu erreichen, so verging mir zu viel Zeit; ich hielt also direkt auf den Zaun zu, nahm das Pferd empor und sprengte über denselben hinweg. Ich kam nicht so glatt hinüber, als ich gewünscht hatte. Ich hatte während des scharfen Rittes die Steigbügel nicht benützen können, da sie mir viel zu niedrig hingen, und mir auch nicht Zeit genommen, sie höher zu schnallen. Der Gaul war jedenfalls, wie mir auch die ganze Sattelung zeigte, von dem unendlichen Sir Hilbert Grey geritten worden. Im Sprunge über den Zaun blieb der eine Bügel an demselben hängen, der Riemen riß, und Pferd und Reiter überschlugen sich. Im nächsten Augenblick aber waren wir wieder auf den Beinen; der gefährliche Sturz hatte uns beiden keinen nennenswerten Schaden gebracht; ich überließ das Pferd sich selbst und eilte durch den Garten zu dem Wohngebäude.

Hierbei traf ich auf einen der Hottentotten.

„Ist jemand bei Jeffrouw Soofje?“ fragte ich ihn.

„Oh, Mynheer,“ antwortete er ängstlich, „Zulu sein im Haus—drei Zulu. Auch groß Häuptling sein da!“

Ich fragte nicht weiter und trat in den Flur, wo mir laute Stimmen aus der Stube entgegen tönnten. Die Thür ein wenig öffnend, gewahrte ich drei Kaffern, von denen zwei in der Nähe des Einganges standen, während der dritte in der Mitte des Raumes war und Mietje beim Arme gefaßt hatte. An der Thür zur Schlafstube lehnte schreckensbleich die Hausfrau; sie hatte vor Angst um die Pflgetochter das Lager verlassen und eilfertig nur die nötigsten Kleidungsstücke übergeworfen.

„Hier wohn Jan van Helmers,“ hörte ich den Häuptling in gebrochenem Holländisch sagen. „Er sein Boer van het Roer; er schieß auf Zulu; er muß sterb und Frau muß sterb!“

„Er wird nicht sterben, sondern kommen, um uns zu rächen!“ antwortete das Mädchen unverzagt.

„Er wird sterb und Frau wird sterb, doch nicht du! Hier ist Zahn von Schlang, darum du nicht sterb, sondern geh mit Sikukuni für Straf an schlimm bös Somil!“ fügte er hinzu, auf eine aus Schlangenzähnen gefertigte Kette deutend, welche das Mädchen am Halse trug. „Wo ist her Zahn von Schlang an Schnur hier?“

„Von meiner Mutter.“

„Wo ist Mutter?“

„Sie ist tot; sie verschmachtete in der Kalahari.“

„Oh, Sikukuni weiß nun all! Weib von Somi hatt Zahn von Schlang hier; Weib von Somi floh mit Kind in Kalahari; Weib starb, Kind nahm Boer und auch Zahn von Schlang. Hier steh Kind von Somi und muß geh mit Sikukuni bei Zulu; Boer aber sterb und auch Frau!“

Er gab seinen beiden Leuten einen Wink; sie traten zu Jeffrouw Soofje und zogen die Messer. Mietje schrie auf und wollte sich losringen; der gewaltige Häuptling aber hielt sie so fest umschlossen, daß ihr Arm mit Blut unterlief. Er gab einen kurzen, mir unverständlichen Befehl in der Zulusprache, dessen Bedeutung ich jedoch sogleich erkannte, denn die beiden andern erhoben ihre Messer. Ich hatte bereits die Büchse emporgenommen; meine beiden Schüsse krachten rasch hintereinander, und ein dreifacher Schrei erscholl in dem Zimmer. Durch den Rauch vordringend, erhob ich den Kolben gegen Sikukuni. Er stand, das Mädchen noch immer mit der Linken haltend, mit blitzenden Augen vor mir; eine Binde von Otternfell und Ohrdecken von Leopardfell schmückten sein Haupt, von welchem fünf Straußenfedern und eine Kaffernfinkenfeder wehten. Seine herkulischen Glieder waren außer einem aus Straußflaum gefertigten Lendenschurze unbekleidet, und von den breiten Schultern hing ein Mäntelchen von zusammengenähten, weißen Kuhschwänzen. Ich wußte, daß der Schlag meines Kolbens stets tödlich gewesen war, hatte aber die geringe Höhe der Zimmerdecke nicht in Rechnung gezogen. Ich blieb im Ausholen an einem der Balken hängen und gab dadurch eine Blöße, welche der Kaffernkönig blitzschnell benützte. Seine kurze Keule schwingend, versetzte er mir auf den Kopf einen Hieb, unter welchem ich augenblicklich zusammenbrach.

Glücklicherweise blieb ich, wie sich gleich herausstellte, nur einige Sekunden besinnungslos. Von dem Gedanken an die Gefahr, welche den Frauen drohte, elektrisiert, raffte ich mich auf. Ein Blick auf die Umgebung zeigte mir, daß Sikukuni und Mietje fort seien; die beiden Kaffern lagen mit zerschossenen Schädeln am Boden neben Jeffrouw Soofje, welche dagegen unverletzt schien und wohl nur infolge des Schreckens das Bewußtsein verloren hatte.

Den dumpfen Schmerz nicht achtend, welcher mein Gehirn zusammenpreßte, ergriff ich die neben mir liegende Büchse und sprang hinaus in den Hof. Dort empfing mich ein gellendes Angst- und Wutgeheul der Hottentotten.

„Mietje fort, fort mit Kaffer!“ schrie es mir entgegen. „Häuptling nehm mit arm Mietje, oh, oh!“

„Wo sind sie hin?“ fragte ich erschrocken.

„Da—da reit Häuptling!“

Sie zeigten zur Ecke des Gebäudes. Ich eilte zu derselben hin und sah, was mit der Schnelligkeit des Gedankens vorgegangen war. Sikukuni hatte Mietje hinaus in den Hof gerissen und da das Pferd des langen Engländers bemerkt, welches unterdessen aus dem Garten nach vorne gekommen war. Sich mit dem Mädchen hinaufschwingend, war er durch das Thor entkommen und strebte nun, von außen um die Ecke des Hofes biegend, der Höhe zu, von welcher ich vorhin herabgekommen war.

Ich maß die Entfernung zwischen ihm und mir und griff nach zwei Patronen.

„Meine Pferde—schnell, schnell!“

„Pferd für Mynheer—schnell—rasch—mach schnell!“ rief, schrie, brüllte und heulte es, und so viele Menschen, als da waren, stürzten, drängten, eilten und warfen sich zum Stalle.

Nie im ganzen Leben habe ich so rasch geladen wie jetzt; jede Fiber in mir war angespannt, und doch durfte ich nicht das leiseste Zittern aufkommen lassen, denn von meinem Schuß hing ja alles ab. Ich war stets meines Schusses sicher gewesen, jetzt aber legte ich in Anbetracht meiner Aufregung und der Schmerzen meines Kopfes den Lauf auf die Querblanke des Zaunes. Das Pferd mußte doch durch den Fall etwas gelitten haben, denn seine Schnelligkeit war trotz der Anstrengung des Häuptlings eine sehr geringe. Allerdings durfte ich nicht zaudern, da sich der Flüchtling in wenigen Augenblicken außerhalb des Bereiches meiner Büchse befinden mußte. Mein Kopf war wie zusammengeschräubt; ich zielte, aber es flimmerte mir vor den Augen; ich sah, daß Mietje sich gegen die Umschlingung Sikukunis nach Kräften aber vergeblich wehrte; ich durfte sie nicht treffen; ich durfte nur auf das Pferd zielen, und dieses mußte so getroffen werden, daß es augenblicklich zusammenstürzte. Da—da wurde mein Auge für einen kurzen Moment hell, und zu gleicher Zeit drehte das Pferd des langen Engländers den Kopf ein wenig zur Seite, so daß ich das Ohr und den daran grenzenden Schädelteil desselben an der Gestalt Sikukunis vorüber bemerkte; es war ein schweres und ungemein gefährliches Ziel, diese vier oder fünf Quadratzoll Pferdekopf auf eine solche Entfernung, aber noch einige Sprünge, und ich konnte das Tier mit meiner Kugel nicht mehr erreichen. Ich drückte los und—da, da sah ich sie stürzen—ich hatte getroffen.

„Heraus, heraus mit den Pferden!“ rief ich, da die aufgeregten Leute vor lauter Eifer nicht damit zustande kamen.

„Mynheer hab schieß tot Kaffer, oh, oh, schau!“ brüllte einer, indem er zu dem Zaune rannte und zur Höhe deutete.

Sofort waren die andern hinter ihm her, und so wurde Platz für die Pferde, welche jetzt ungesattelt aus dem Stalle getraht kamen. Ich schob eine neue Patrone in den abgeschossenen Lauf, sprang auf und nahm den Brabanter Quimbos beim Zügel. Ich hatte den letzteren mit seiner Last oben über die Höhe kommen sehen und darauf meinen Plan gebaut.

„Geht zu Jeffrouw; sie liegt in der Stube!“ gebot ich den Kaffern und Hottentotten und eilte dann im Galopp zum Thore hinaus und um die Farm herum.

Hatte ich mich schon vorhin im Walde über den Mut gewundert, mit welchem Quimbo es mit dem wütenden Eber aufgenommen hatte, so sollte ich jetzt ein gleiches Beispiel seiner Mannhaftigkeit bemerken. Es schien, als komme bei ihm der Mut erst bei der Gelegenheit, ihn zu beweisen.

Von oben herabkommend, hatte er meinen Schuß gehört, das stürzende Pferd und den Kaffer gesehen und auch Mietje erkannt; im ersten Augenblick hatte er über das alles gestutzt; jetzt aber sah er mich um die Ecke des Hofes biegen und verstand auch die Geste, mit welcher ich ihm befahl, Sikukuni aufzuhalten. Er ließ augenblicklich von seiner Last und sprang auf den Häuptling zu, der sich wieder aufgerafft hatte und nun, da das Pferd tot war, zu Fuße mit dem Mädchen zu entkommen suchte.

Es gelang ihm nicht. Er bemerkte den neuen Feind und sah auch mich, der ich in einer Minute bei ihm sein mußte. Er erkannte, daß er das Mädchen nicht mit

fortbringen könne, und erhob die Keule, um es zu töten. Da hielt Quimbo im Laufe inne, schwang und warf den Wurfspieß mit solcher Sicherheit, daß dieser in den Arm Sikukunis fuhr. Dieser brüllte vor Wut laut auf, warf noch einen Blick auf mich, ließ Mietje los und schnellte mit den Sätzen eines Panthers davon.

Er hätte mir nicht entgehen können, aber da fiel es dem so unvorbereitet aus seiner Stallruhe aufgestörten Brabanter ein, plötzlich obstinat zu werden, und ehe ich ihn beruhigte, war der Kaffer bereits jenseits der Höhe verschwunden.

„Eilt zu Jeffrouw,“ riet ich, bei Mietje angekommen. „Sie liegt besinnungslos in der Stube!“

„Aber Sikukuni!“ gab das wackere Mädchen zur Antwort, während eine andere vor Angst sich in tiefster Ohnmacht befunden hätte.

„Laßt ihn und eilt nur zur Mutter! Komm aufs Pferd, Quimbo!“

„Quimbo auf Pferd? Was soll auf Pferd Quimbo? Quimbo muß zieh Sau!“ rief er.

„Schnell, schnell! Die Sau läuft dir nicht fort!“

„Sau lieg da; aber Quimbo muß sein bei Mietje, wenn Zulu kommt!“

Auch diese Ausrede half ihm nichts.

„Wir müssen die Zulus töten, damit sie nicht wieder kommen. Rasch, vorwärts!“

„Quimbo töt Zulu? Oh, oh, da steig' Quimbo auf Pferd; Quimbo bin tapfer und groß böß auf Zulu!“

Er kletterte mit seinen Waffen auf den Rücken des Brabanter, und da dieser seine gewöhnliche Gutmütigkeit wieder erlangt hatte, so ging der Ritt jetzt schnell vollends den Berg hinan. Oben angekommen, forschte ich nach Sikukuni und gewahrte ihn tief unten in einer Seitenschlucht. Der schlaue Häuptling hatte lieber einen Umweg zur Seite eingeschlagen, weil wir ihm zu Pferde nicht die steile Böschung hinab zu folgen vermochten und auch den Weg zu dem ihn deckenden Walde nicht abschneiden konnten, da dieser auf der uns zugekehrten Seite fast bis an die Schlucht heranreichte.

Den Lagerplatz der Seinen freilich mußten wir bedeutend eher erreichen als er, und so hielt ich im schnellsten Tempo, welches für Quimbo möglich war, auf denselben zu. Im Walde angekommen, stiegen wir ab, banden die Pferde in einem sie verbergenden Dickicht fest und drangen nun zu Fuße weiter vor.

Ich hatte mir die Schlucht genau gemerkt und hielt grad auf dieselbe zu.

„Ich gehe dort hinüber,“ meinte ich, als wir unbemerkt dort angekommen waren und die fünf Männer bemerkten; damit deutete ich auf die gegenüber liegende Seite. „Wenn ich schieße, so tötest du einen Zulu und lässest den Engländer nicht entfliehen. Ich muß ihn haben!“

„Quimbo werd mach tot all ganz' Zulu und halt fest England so!“

Er packte den ihm nächststehenden Baum, als wolle er ihn erwürgen, und zog dabei ein Gesicht, mit welchem man ein Gespenst in die Flucht schlagen konnte.

Ich schlich mich fort. Drüben angekommen, bog ich eben das Buschwerk auseinander, um einen freien Schuß zu haben, als auf Quimbos Seite das Gebüsch krachte und ein lautes Gepolter ertönte. Der Kaffer hatte sich in seinem Eifer zu weit an den Rand hervorgemacht und brach nun mit einem Geräusche mitten unter die Zulus hinein, als ob ein Nilpferd herunterstürze.

„Au, oh, oh, Wald bin nicht fest! Oh, oh, Quimbo bin dumm Quimbo!“ rief er, sich schnell emporraffend.

Die Zulus waren nicht wenig überrascht, einen ihnen Unbekannten auf diese Weise bei sich ankommen zu sehen; als aber Sir Hilbert Grey, den Kaffer erkennend, ihnen einige Worte zurief, warfen sie sich auf ihn. Er hatte seinen Wurfspeer verloren, doch seine Keule festgehalten, und mit dem Augenblick der Gefahr wurde sein Mut lebendig.

„Was—wie?“ rief er. „Zulu will schlag tot tapfer Quimbo? Oh, Oh, da bin Keule von Quimbo!“

Sein erster Hieb traf einen der Feinde so, daß dieser niederstürzte, die vier andern aber packten ihn. Ich gab beide Schüsse ab und sprang dann hinunter. Ich kam grad recht, um den Engländer hinter den Büschen verschwinden zu sehen; er zog es vor, zu fliehen, statt seine Büchse, seine zwei Messer und drei Pistolen zu gebrauchen. Den letzten Zulu nahm Quimbo auf sich, und ich eilte dem geheimnisvollen Sir nach. Er war zu den Pferden gesprungen, hatte eines derselben erreicht und sprengte davon. Die andern Tiere, lose herumlaufend und unter schlechten Händen aufgewachsen, erschraaken, gingen durch und rannten hinter dem Fliehenden her. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu Quimbo zurückzukehren, den ich damit beschäftigt fand, den vier Getöteten ihre Habseligkeiten hinwegzunehmen. Er pflanzte sich mit siegesstolzer Miene vor mich hin.

„Seh Mynheer, daß Quimbo bin schön, bin gut und tapfer? Mynheer hab schieß tot zwei Zulu, und Quimbo hab schlag tot auch zwei Zulu. Quimbo bin groß tapfer wie Mynheer!“

„Aber Quimbo bin dumm Quimbo!“ wiederholte ich seine eigenen Worte. „Quimbo stürzt da herunter, und darum ist mir der Engländer entkommen!“

„Oh, oh, Mynheer, England werd komm wieder!“ tröstete er mich, und ich konnte nicht anders, ich mußte mich damit zufrieden geben.

Sikukuni hatte jedenfalls die beiden Schüsse gehört; er kam ohne Zweifel das Thal herauf, welches der Engländer abwärts verfolgt hatte, und so war mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß sich beide treffen würden. Dann war es für den Häuptling ein leichtes, sich eines der entflohenen Pferde zu bemächtigen, aber wiederzusehen bekamen wir ihn auf keinen Fall. Daher beschloß ich, zumal der Abend nahe war, den Ort zu verlassen.

Die Toten konnten bis morgen liegen bleiben, wo ich die Hottentotten zu deren Beerdigung herschicken wollte. Wir hatten keine Lust, uns mit den erbeuteten Sachen zu beladen; daher verbargen wir sie in einiger Entfernung unter das dichte Gebüsch, und nur den Schild Sikukunis mußte mir Quimbo tragen; ich wollte diese Trophäe keiner Gefahr aussetzen, da ich beschlossen hatte, sie mit in die Heimat zu nehmen.

Wir gelangten zu unsern Pferden, setzten uns auf und ritten heim. Auf der Höhe angekommen, wo der Eber lag, stieg Quimbo vom Brabanter herab.

„Oh, schön, gut! jetzt zieh Pferd Sau. Quimbo mach groß schön Fest auf Sieg und brat Sau, eß Sau mit Hottentott!“

Ich überließ ihm das interessante Arrangement, zu welchem sich der Brabanter jedenfalls geduldig hergab, und ritt voran zur Farm. Unterwegs bemerkte ich, daß das von mir erschossene Pferd des Engländers bereits verschwunden war; unten im Hofe sah ich es liegen. Die Hottentotten hatten es herabgeschleift, um sich seines Felles und Fleisches zu bemächtigen.

Die Kranke saß im Stuhle; die Angst hatte sie abgehalten, das Lager wieder aufzusuchen; ich beruhigte sie und hörte dann, daß die Sachen, welche sich in der Satteltasche des Engländers befunden hatten, aufgehoben worden seien. Ich beschloß, dieselben zu untersuchen, um vielleicht Aufklärung über die Gegenwart der Zulus zu erhalten.

Nachdem ich versprochen hatte, während der Nacht Wachen auszustellen und auch sonst auf die Sicherheit der Pflanzung bedacht zu sein, ging Jeffrouw Soofje zur Ruhe, die ihr sehr nötig war. Mietje hatte gleich nach ihrer Rückkehr in das Haus die zwei Leichen entfernen und das Zimmer von allen Spuren reinigen lassen; jetzt war sie in der Küche beschäftigt, und ich suchte bis zum Abendbrot mein Zimmer auf.

Als der Abend hereingebrochen war, brannten auf dem Hofe zwei mächtige Feuer, an welchem das kaffrarische und hottentottische Gesinde an mächtigen Spießsen die „Sau“ briet, welche Quimbo zur Feier unsers Sieges dem allgemeinen Appetit geopfert hatte.

### **Kapitel 3**

Ich hatte die Utensilien, welche der Satteltasche des Engländers entnommen worden waren, mit auf mein Zimmer gebracht. Es war mir, als müßten sie mich Anhaltspunkte finden lassen über die Ereignisse des heutigen Tages. Sie bestanden außer einigen im Lande der Kaffern höchst unbrauchbaren Toilettegegenständen für Gecken aus einer Briefftasche und einem Fernrohre von sehr geringem Werte.

Das Portefeuille enthielt außer verschiedenen unverfänglichen Notizen eine Anzahl von Privatbriefen, welche sämtlich an Sir Hilbert Grey in Kingsfield adressiert waren und den Poststempel der Kapstadt trugen. Ich las sie durch. Sie verdienten diese Aufmerksamkeit nicht, außer einem, bei dessen Lektüre mir ein höchst gezwungener Stil auffiel, der mit der Konzipierung der anderen Schreiben, obgleich er von demselben Verfasser stammte und von der gleichen Hand geschrieben war, in einem auffallenden Kontraste stand. Es war darin von einer Rhinoceroshaube und einem Perspektive die Rede, ohne daß ich klar zu sehen vermochte, welche Rolle diese beiden Gegenstände in dem Briefe zu spielen hatten. Sollte vielleicht die Mütze des entkommenen Engländers und sein in meinen Händen befindliches Fernrohr gemeint sein? Ich forschte, suchte und verglich und machte endlich die Entdeckung, daß der Brief in der Weise abgefaßt worden war, daß sein eigentlicher Inhalt zu Tage trat, wenn man zuerst die Zeilen der graden und dann die der ungraden Zahlen las. Hierdurch erhielt das Schreiben für mich eine große Wichtigkeit. Es stellte sich nämlich heraus, daß Sir Hilbert Grey aus Kingsfield der Vertreter einer Waffenfabrik war, welche im Auftrage des englischen Gouvernements eine Lieferung von Gewehren, Patronen, Blei und Pulver an die jenseits der Randberge sich zusammenziehenden Zulukaffern zu machen hatte. Um diesen Brief als unverfänglich erscheinen zu lassen, hatte man ihm diese künstliche Fassung gegeben und ihn unter die anderen gesteckt; er war jedenfalls an einen eng-

lischen Agenten gerichtet, welcher sich bei den Zulus befinden mußte, und verwies auf nähere Details und Instruktionen, welche, doppelt angefertigt, sich in dem Fernrohre Greys, und falls dasselbe verloren gehe, unter dem Futter seiner Rhinoceroshaube befanden.

Ich nahm natürlich sofort die Züge des Perspektives auseinander und gewährte da einen beschriebenen Bogen, welcher zusammengerollt und hineingesteckt worden war. Die Adresse lautete an einen Lieutenant MacKlintok, welcher angewiesen wurde, mit einem Detachement von Kaffern über den Kerspaß zu gehen, um an einem genau bezeichneten Tage am Aettersberge mit dem Transporte zusammenzutreffen und denselben dann über das Randgebirge zu begleiten. Aus einer kurzen Bemerkung ging hervor, daß die Zulus sofort nach dem Eintreffen der Waffen den Kleipaß besetzen würden, um die diesseits befindlichen Boers abzuhalten, ihren jenseitigen Kameraden Hilfe zu bringen.

Aus dem allen ging hervor, daß die bevorstehende Erhebung der Kaffern eine Folge englischer Einflüsse sei, und es ließ sich vermuten, daß die Briten eine Anzahl Offiziere entsendet hatten, um das Unternehmen strategisch zu leiten.

Wie aber kam Sikukuni hierher, und wie hatte ich mir die Gegenwart dieses Sir Hilbert Grey bei ihm zu erklären? Diese Fragen vermochte mir der Brief nicht zu beantworten. Es mußten sehr wichtige Gründe sein, welche den Häuptling bewogen hatten, in so geringer Begleitung über das Gebirge zu gehen. Jedenfalls war es notwendig, Kees Uys und den Boer van het Roer von dem Geschehenen und dem Waffentransporte zu benachrichtigen.

Noch in Gedanken darüber, wurde ich von Mietje zum Abendessen gerufen, welches ich nur mit ihr einnahm, da Jeffrouw Soofje durch ihr Unwohlsein daran verhindert war. Jetzt erst fand ich Gelegenheit, das Nähere über den Überfall Sikukunis zu erfahren. Das Mädchen sagte mir nochmals Dank für die rechtzeitige Hilfe und fügte hinzu:

„Ich glaubte an keine Gefahr, da erst nur ein Zulu erschien, der übrigens die Stammeszeichen abgelegt hatte und daher von uns für einen Fingo gehalten wurde.“

„Er ist von Sikukuni vorausgesandt worden, um zu rekognoszieren. Was gab er vor?“

„Er fragte, ob er bei uns Arbeit haben könne, und wollte wissen, ob der Boer daheim sei. Da wir Leute genug haben und Jan nicht daheim ist, so mußte ich ihn fortschicken.“

„Und er ging ohne weiteres?“

„Nein. Er hatte die Kette bemerkt, welche ich hier trage, und fragte mich, wie ich zu derselben gekommen sei.“

„Ihr habt es ihm erzählt?“

„Ja. Er betrachtete mich darauf mit einem sehr bösen Blick und entfernte sich. Wenige Minuten später kehrte er mit Sikukuni und dem dritten Kaffer zurück.“

„Kanntet Ihr den Häuptling?“

„Nein; ich hatte ihn noch niemals gesehen.“

„Was gab er als Ursache seines Besuches an?“

„Er fragte nach Jan und wollte wissen, wann er aufgebrochen, wohin er und wer mit ihm geritten sei.“

„Und Ihr habt ihm die verlangte Auskunft erteilt?“



„Wie konnte ich! Er drohte mir mit dem Tode, aber ich wäre doch lieber gestorben, als daß ich Jan verraten hätte. Dieser trifft ja nur deshalb mit den Anführern zusammen, um den Angriff gegen die Zulus mit ihnen zu besprechen und Somi zu fragen, ob er König der Zulus werden will.“

„Ah! Somi will erscheinen? Das ist eine wichtige Neuigkeit! Ich denke, man hat über seinen Aufenthalt nicht das mindeste gewußt.“

„Jan und Kees Uys wußten alles. Somi hatte eine Zufluchtsstätte da oben im Norden bei den Makua gefunden.“

„Und erst als Ihr ihm die Auskunft verweigertet, begann Sikukuni von dieser Kette zu sprechen?“

„Ja.“

„Und glaubt Ihr, was er darüber sagte?“

„Ich weiß nicht, ob ich es glauben soll. Nur die Frauen von berühmten Häuptlingen dürfen solche Ketten tragen, das hat mir Jan gesagt. Jeffrouw ist mir stets eine gute Mutter gewesen, aber ich würde doch sehr froh sein, meinen Vater kennen zu lernen.“

„Nach Sikukunis Ausspruch ist Somi Euer Vater, und wenn es den Boers gelingt, ihren Plan auszuführen, werdet Ihr also eine Königstochter.“

„Oh, Mynheer, auch wenn dies wahr wäre, so würde ich nicht stolz darauf sein. Der Vater im Himmel mag mit mir nach seinem Willen thun!“

„So recht, mein Kind! Gott lenkt die Geschicke der Völker und auch die Schritte eines jeden einzelnen seiner Menschenkinder. Aber jetzt glaube ich klar zu sein über die Absicht, welche Sikukuni herbeigeführt hat.“

„Was meint Ihr, Mynheer?“

„Er scheint erfahren zu haben, was die Boers mit Somi beabsichtigen; er scheint sogar von der gegenwärtigen Zusammenkunft zu wissen und die Farm nur aufgesucht zu haben, um zu sehen, ob die Versammlung bereits begonnen habe. Sagte er nicht auch, daß Jan sterben müsse? Er muß also wissen, wo dieser zu finden ist.“

„Oh, Mynheer, Ihr macht mir Angst!“

„Ich ziehe nur meine Schlüsse, und es ist gut, wenn man die Gefahr kennt, welche einem droht. Wer hat hier von der Zusammenkunft gewußt?“

„Nur Jan, die Mutter und ich.“

„Keiner der Kaffern oder Hottentotten?“

„Nein.“

„Und doch muß es so sein. Ihr werdet davon gesprochen haben und seid belauscht worden. Sikukuni weiß alles, und da er zu Euch gekommen ist, so ist sicher anzunehmen, daß er diese Kenntnis von hier erhalten hat. Es befindet sich ein Verräter unter den Eurigen; überlegt Euch einmal, auf wen der Verdacht zu werfen wäre!“

„Ich kenne keinen,“ antwortete sie nachdenklich. „Unsere Leute sind alle erprobt außer dem Makololo Tschemba, welcher erst vor kurzem zu uns gekommen ist; der aber ist so fleißig und fügsam wie kein anderer; er kann kein Verräter sein!“

„Ein fleißiger Kaffer? Eine große und auffällige Seltenheit! Ich werde einmal mit ihm sprechen. Vielleicht ist grad dieser Fleiß der beabsichtigte Wert, sich in Euer

Vertrauen zu schleichen. Aber wißt Ihr, daß ich Euch morgen früh verlassen muß?“

„Uns verlassen, Mynheer?—Und so bald!“

„Allerdings. Euch droht Gefahr, und ich gehe nicht, um Euch in derselben zu verlassen, sondern um dieselbe von Euch abzuwenden. Ich werde Jan und die Boers aufsuchen, um sie zu benachrichtigen. Die Engländer senden den Zulus Waffen und Munition; dieser Transport muß ihnen weggenommen werden. Und außerdem hege ich den Verdacht, daß Sikukuni nicht ohne größere Begleitung über die Berge gekommen ist. Er scheint den Ort zu kennen, an welchem die Zusammenkunft stattfindet, und die Boers dabei überfallen zu wollen; meinem Vermuten nach sind die Leute, welche er bei sich hatte, nur ein Teil seiner Truppe gewesen.“

„Wenn das wahr ist, Mynheer, so befindet sich Jan in der allergrößten Gefahr, und wir werden es Euch danken, wenn Ihr ihn aufsucht, um ihn zu warnen!“

„Das eben will ich thun! Übrigens, je größer die Gefahr für ihn, desto geringer ist sie für Euch; denn wenn Sikukuni zu den Boers geht, habt Ihr unterdessen von ihm nichts zu befürchten.“

„Aber, wenn er nun beabsichtigt, uns zu überfallen, bevor er Jan und die Boers aufsucht?“

„Das wird er nicht, wenigstens fällt es mir schwer, daran zu glauben. Nach dem Vorgefallenen weiß er, daß wir hier gewitzigt sind, und wollte er wirklich einen zweiten Angriff versuchen, so müßte er vorher zu den Seinen zurückkehren, was auf alle Fälle einige Zeit in Anspruch nimmt, wenn ich auch nicht sagen kann, wo sich dieselben befinden. Er weiß ganz genau, daß die Zusammenkunft der Boers bereits begonnen hat, und wird vor allen Dingen dieser Richtung hin einschreiten, um erst dann als Sieger zur Farm zurückzukehren. Dennoch aber dürft Ihr nicht versäumen, möglichst für Eure Sicherheit zu sorgen. Auf den Mut Eures Gesindes könnt Ihr Euch wohl nicht verlassen?“

„Nein. Der Hottentott ist stets ein Feigling, und die wenigen Kaffern, welche wir hier haben, sind nicht zahlreich genug.“

„So müßt Ihr bei Euren Nachbarn Hilfe suchen! Wohnen sie weit entfernt von Euch?“

„Nein. Nachbar Zelmst ist auf einem guten Pferde in einer Stunde zu erreichen und die beiden andern in nicht viel späterer Zeit. Ich werde sofort Boten senden und ihnen sagen lassen, daß—“

„Sagen? Nein; Ihr dürft die Botschaft nicht mündlich ausrichten lassen, da ich einen Verräter unter Euren Leuten vermute. Schreibt lieber einige Zeilen, welche den Nachbarn übergeben werden mögen.“

„Das ist allerdings sicherer. Zelmst wird jedenfalls selbst sofort kommen; Hoblyn schickt seine zwei Söhne, und Mijer wird Baas Jeremias senden, der wohl einige von seinen Kaffern mitbringt.“

„So bleibt mir nur noch übrig, den Weg zu erfahren, auf dem ich zu Jan komme. Sobald die Unterstützung anlangt, werde ich abreiten.“

„Kennt Ihr die Raafberge, Mynheer?“

„Ich habe sie ganz genau auf meiner Karte.“

„Den Weg zu ihnen kenne ich nicht, doch—“

„Ich werde ihn leicht finden; die Karte ist sehr gut.“

„Es sind vier Berge. Zwischen dem zweiten und dritten liegt ein Doppelthal, welches durch einen Höhenrücken getrennt ist, der nur niedriges Holz und Buschwerk trägt. Nur ein einziger hoher Stinkholzbaum ist schon von weitem zu erkennen. Habt Ihr ihn erreicht und steigt grad von ihm aus in das westliche Thal hinab, so gelangt Ihr nach zweihundert Schritten an eine kurze, steile Kloof, in welcher die Zusammenkunft stattfindet. Jedenfalls wird Euer Kommen bemerkt, denn Jan hat mir gesagt, daß an dem Baume stets ein Posten Wache steht.“

„Die Beschreibung ist deutlich genug, ich werde mich nicht irren. Und nun macht Eure Meldungen an die Nachbarn fertig; ich werde unterdessen einen Rundgang halten und einige Wachen für die Nacht ausstellen!“

Ich ging, suchte aber vorher mein Zimmer auf, um mich mit Messer und Revolver zu versehen, was auf jeden Fall geraten war. Dort angekommen, gewahrte ich zu meinem lebhaften Erstaunen, daß der Schild Sikukunis fehlte, den ich noch kurz vor dem Abendessen an die Wand gehängt hatte. Ich steckte die Waffen zu mir und ging in den Hof, wo die Kaffern und Hottentotten beim Schmause saßen.

Quimbo sah mich kommen. Er erhob sich von dem Feuer, an welchem er sich mit einem mehrere Pfunde schweren Stücke des gebratenen Ebers beschäftigte, und trat auf mich zu.

„Mynheer komm, Oh, oh! Mynheer eß mit Fleisch von Sau!“

Er riß das Stück in zwei Hälften, von denen er mir die eine mit fetttriefenden Fingern darreichte.

„Behalte das Fleisch! Wo ist der Schild, Quimbo?“

„Schild?“ fragte er. „Schild von Sikukuni?“

„Ja. Er ist weg aus meiner Stube!“

„Schild bin weg, bin fort aus Stube! Oh, oh, Quimbo hab nicht Schild! Quimbo bin wesen in Stube und hab seh Schild häng an Wand.“

„Wann war das?“

„Gleich, jetzt bin wesen in Stube. Quimbo woll sag' Mynheer, daß Mynheer mit eß' Fleisch von Sau, aber Mynheer bin nicht wesen in Stube; bloß Schild noch war häng an Wand!“

Das war allerdings merkwürdig. Wenn Quimbo nicht wußte, wo der Schild hingekommen war, so mußte ich annehmen, daß derselbe gestohlen worden sei. Aber wer konnte ein so eigentümliches Interesse für die Trophäe besitzen? Ich ließ die Sache einstweilen dahingestellt und wandte mich schon weg, um meinen Rundgang anzutreten, als mir unwillkürlich der Makololo Tschemba einfiel.

„Kennst du Tschemba?“ fragte ich Quimbo.

„Tschemba? Quimbo kenn Tschemba; Quimbo hab red schon groß viel mit Tschemba; Tschemba bin Makololo, sag Tschemba, aber Tschemba bin nicht Makololo, denn Makololo mach Haut fett mit Thon, und Tschemba hab nicht Thon auf Haut.“

Das bestätigte meinen Verdacht.

„Ist Tschemba nicht hier?“ fragte ich.

„Tschemba bin nicht hier; Tschemba bin fort hinter Haus und bin nachher komm in Stall.“

„Was wollte er im Stalle?“

„Quimbo weiß nicht; Quimbo bin nicht wesen in Stall.“

„Und wo ist er jetzt?“

„Tschemba bin noch in Stall.“

Ich war heute bereits im Stalle gewesen und wußte infolgedessen, daß dieser einen Ausgang auch zum Garten hatte. Mir kam es verdächtig vor, daß Tschemba, welcher sich für einen Makololo ausgab, ohne es nach dem Ausspruche meines Dieners zu sein, sich jetzt im Stalle zu thun machte, während die andern Kaffern und Hottentotten beim Mahle saßen. Daher beschloß ich, nach ihm zu sehen, ging jedoch nicht durch die vordere Thür in den Stall, sondern schritt der Giebelseite des Hauses entlang zur Hinterfronte desselben.

Eben wollte ich um die Ecke biegen, als ich dem Garten zu ganz eigentümliche Schritte vernahm. Es klang, als ob zwei oder drei Personen sich leise vom Hause zu entfernen versuchten. Wer konnte das sein? Ich horchte einen Augenblick schärfer hin und vernahm das unterdrückte Schnaufen eines Pferdes. Das war im höchsten Grade verdächtig, und darum eilte ich so lautlos wie möglich über den Grasplatz hinweg dem Schalle nach.

Bald sah ich eine dunkle Masse vor mir, welche bereits am Zaune angekommen war. Ich erkannte, mich niederduckend und bis in die unmittelbarste Nähe herankriechend, ein Pferd und einen Mann, welcher eben beschäftigt war, einen Plankeingang zu öffnen, welcher, ohne daß ich denselben am Tage bemerkt hatte, im Zaune angebracht war. Der Augenschein belehrte mich, daß die Füße des Pferdes, um den Schall der Fußtritte zu dämpfen, umwunden waren, und ebenso sah ich, daß seine Nüstern mit einem Tuche umwickelt seien. Der Mann hatte nur den gewöhnlichen Lendenschurz der Kaffern, und auch an seiner hohen, eigentümlichen Frisur erkannte ich, daß er diesem Volksstamme angehöre, Es konnte kein anderer sein, als Tschemba.

Ich richtete mich hinter seinem Rücken auf, faßte ihn mit der Linken bei der Kehle und schlug ihm die rechte Faust so gegen den Schädel, daß er zusammenbrach. Mit seinem eigenen Schurze band ich ihm die Hände und faßte ihn dann am Schopfe, um ihn, indem ich das Pferd am Zügel nahm, zum Hofe zu schleifen.

Dort gab es ein außerordentliches Hallo, als ich in den Schein der beiden Feuer gelangte. Quimbo sprang auf und blickte dem Gefesselten in das Gesicht.

„Oh, oh, Mynheer komm mit Pferd und fangen Mann? Wer bin Mann? Oh, oh, Mann bin Tschemba, der nicht Makololo bin! Wo hab Mynheer Tschemba funden? Was hat Tschemba thun mit Pferd von Mynheer?“

Wirklich war es mein eigenes Pferd, mit welchem der Kaffer sich heimlich hatte davonschleichen wollen. Welchen Zweck sollte dieser Pferdediebstahl und die heimliche Entfernung von der Farm haben?

Durch die wenig zarte Bewegung wieder zu sich gekommen, schlug Tschemba die Augen auf, schloß sie aber sofort wieder, jedenfalls infolge der in ihm erwachenden Scham über die Lage, in welche er sich so unvermutet versetzt sah.

Ich gebot, das Pferd von den Tüchern zu befreien und wieder in den Stall zu schaffen, und ließ, während dies geschah, Tschemba durch Quimbo auf meine Stube bringen. Er stellte sich noch immer leblos und lag, ohne sich zu rühren, gebunden am Boden.

„Tschemba bin tot,“ meinte Quimbo. „Soll Quimbo mach lebendig Tschemba?“

Ich nickte. Der Diener brannte einen Span an und hielt ihn dem Scheintoten an die künstliche Frisur, welche sofort mit lautem Prasseln zu sengen begann. Dieses Maltrahieren seines kostbarsten Schmuckes brachte allerdings sofort Leben in die

Glieder des Pferdediebes. Er sprang empor, fuhr sich mit den gefesselten Händen nach dem Kopfe und stieß ein Geheul aus, als ob er am Spieße stäke.

„Mynheer seh, oh, oh, daß falsch Makololo bin tot nicht mehr!“ rief Quimbo unter einem Lachen, welches ihm den Mund von einem Ohre bis zum andern öffnete.

„Gut; lege den Span weg!“ gebot ich und wandte mich dann zu dem Gefangenen:

„Ich werde dich fragen, und du wirst mir antworten. Wenn du mir eine einzige Lüge sagst, lasse ich dir den Kopf kahl brennen!“

Sofort griff Quimbo wieder nach dem Span.

„Schön, gut, Mynheer! Oh, oh, Quimbo werd brenn Haar bis auf Haut. Haar brenn sehr, brenn viel; in Haar sein groß Öl und groß Fett!“

„Wie heißt du?“ begann ich das Verhör.

„Tschemba.“

„Gut; das will ich glauben! Du bist kein Makololo. Zu welchem Stamme gehörst du?“

Er schwieg.

„Nun?“

„Tschemba sein Makololo!“

„Quimbo, nimm das Feuer!“

Der Aufgeforderte gehorchte sofort. Tschemba hielt mit einer Gebärde der höchsten Angst die Arme vor. Die Frisur, zu deren Gestaltung eine ganze Reihe von Jahren erforderlich gewesen war, hatte einen zu großen Wert für ihn, als daß er sie von neuem in Gefahr bringen sollte.

„Tschemba will sag Wahrheit! Tschemba sein—sein—sein—“

„Ein Zulu!“ half ich ihm über die Klippe hinweg.

„Ein Zulu!“ nickte er, den brennenden Span mit einem scheuen Blick beobachtend.

„Du bist ein Krieger Sikukunis?“

„Mynheer weiß all; Tschemba sag ja!“

„Ich weiß alles. Sikukuni hat dich hierher gesandt?“

„Sikukuni mich schick zu Boer.“

„Wozu?“

„Tschemba seh und hör, was Boer sprech mit Boer.“

„Du hast spioniert und dann Sikukuni alles wissen lassen?“

„Mynheer laß Tschemba Haar, und Tschemba sag all von Sikukuni. Sikukuni nehm Blut, nehm Leben, Somi aber sein gut.“

„Wenn du alles aufrichtig erzählst, so wird deinem Haare nichts geschehen!“

„Quimbo thu weg Feuer!“

Quimbo folgte meinem Winke und legte das Kienholz fort.

„Nun erzähle!“

„Sikukuni weiß, daß Mynheer Uys sein Häuptling von Boer und komm groß viel zu Mynheer Jan. Sikukuni schick Tschemba zu Mynheer Jan und send dann Bot, um zu hör, was Tschemba hör und seh. Tschemba hör, daß Boers komm zu Raafberg mit Somi und sag Sikukuni; Sikukuni komm mit Zulu und will mach tot Boers, komm heut her und seh, ob Boer schon fort. Sikukuni geh nach Raafberg und mach dann auch tot Jeffrouw, nehm mit Mietje.“

„Wo ist er jetzt?“

„Auf Weg nach Raafberg und wart auf Tschemba.“

„Wo?“

„In groß Wald vor Raafberg mit viel Krieger von Zulu.“

„Du hast heute mit ihm gesprochen?“

„Tschemba red mit Sikukuni, eh Sikukuni komm und als Sikukuni spring auf Pferd mit Mietje.“

„Wer ist der Engländer, welchen er bei sich hat?“

„Tschemba weiß nicht England.“

„Du hast den Schild hier weggenommen?“

„Tschemba woll bring' Schild zu Sikukuni; Zulu sein feig und sterb, wenn nicht hab mehr Schild, und Sikukuni geb viel Geschenk an Tschemba, wenn Tschemba bring Schild.“

„Wo ist er?“

„Tschemba hab trag Schild hinaus über Garten und leg auf Erd bei Thür.“

„Quimbo, hole ihn!“

Der Diener entfernte sich eilig und kehrte in kürzester Zeit mit der Trophäe zurück. Mit ihm zugleich trat Mietje ein, welche die Boten hatte absenden wollen und dabei über das mit Tschemba Vorgekommene unterrichtet worden war. Ich gab ihr die nötigen Aufklärungen, und dann sandte sie ihre Briefe ab, obgleich Tschembas Aussage meine Vermutung bestätigte, daß für jetzt ein Überfall der Farm nicht zu erwarten sei. Über das Schicksal des Gefangenen zu entscheiden, war Sache der Boers, und deshalb ließ ich ihn in einem sichern Raum unterbringen, wo er bis zur Ankunft Jans eingeschlossen wurde.

Nun stellte ich, um allen Eventualitäten zu begegnen, Wachen aus und begab mich dann zur Ruhe. Als ich erwachte, graute der Morgen. Nachbar Zelmst war bereits eingetroffen, und kaum hatten wir unsere Morgenpfeifen angebrannt, so ritten auch die beiden jungen Hoblyn und Baas Jeremias mit einigen Kaffern in den Hof.

Sie waren nicht wenig überrascht gewesen von der Kunde, daß Sikukuni diesseits des Gebirges und in ihrer unmittelbaren Nähe aufgetreten sei, und versprachen mir, bis zur Rückkehr Jans nach besten Kräften für die Sicherheit der beiden Frauen Sorge zu tragen. Ich konnte also meinen Ritt zu den Raafbergen unternehmen.

Dieser war jedenfalls nicht ganz ungefährlich für mich, da sich die Zulus zwischen mir und den Boers befanden, doch kümmerte mich das nicht; diese Kaffern waren ja nicht die ersten Wilden, denen ich mich gegenüber sah.

Von den besten Wünschen der Zurückbleibenden begleitet, verließ ich nun die Farm. Quimbo saß wieder mit weit auseinander gespreizten Beinen auf dem Rückenplateau seines Brabanters und hatte hinter sich einige tüchtige Stücke des von der gestrigen Feier übrig gebliebenen Fleisches aufgestapelt. Die Pferde hatten sich ausgeruht und schritten so wacker aus, daß ich annahm, die Raafberge schon am nächsten Morgen erreichen zu können, obgleich mir Mietje und auch die andern versichert hatten, daß fast zwei Tagreisen bis zu ihnen zu rechnen seien.

Der Weg führte meist über wüste Sandstrecken oder über vegetationslose Konglomerat- und Schieferlager, und erst gegen Abend sahen wir nach einem scharfen, anstrengenden Ritte den bläulichen Duft eines Waldes an dem vor uns liegenden Horizonte auftauchen. Der Beschreibung und meiner Berechnung nach war

dies vor den Raafbergen der letzte Wald, in welchem Tschemba zu Sikukuni hatte stoßen wollen; für uns allerdings war es auch der nächste, den wir trafen, da ich nach dem Kompaß genau die nördliche Richtung eingehalten und die zur Rechten und Linken vor uns liegenden einzelnen Waldungen nicht berührt hatte.

Wenn Sikukuni wirklich Tschemba hier erwartete, so hatte er sich jedenfalls an dem uns zugekehrten Rande des Waldes postiert und mußte unser Nahen bemerken. Daher zog ich es vor, hier auf der freien Ebene zu warten, bis es dunkel genug sei, um uns unbemerkt zu nähern. Wir stiegen ab, koppelten die Pferde zusammen und legten uns auf den von den Strahlen der Sonne noch warmen Boden nieder.

Quimbo zog, um sich die Zeit zu vertreiben, sein Messer hervor und schärfte es an dem harten Gestein; er that dies mit einer so andächtigen Sorgfalt, als gälte es, ein ganzes Heer von Feinden abzuschlachten.

„Seh Mynheer! Quimbo wetz Messer für Sikukuni,“ erklärte er.

„Warum denn grad und bloß für ihn?“

„Sikukuni will raub Mietje, und Mietje werd doch sein Frau von Quimbo. Doch Quimbo stech tot nicht bloß Sikukuni, sondern auch noch groß viel Zulus, wenn treff in Wald!“

Er schwang das Messer und schnitt dabei eine Grimasse, die allerdings fürchterlich zu nennen war; dann holte er sich ein Stück Fleisch herbei und stach in dasselbe hinein, daß die Stücke davonflogen, die er allerdings zusammenlas, um sie in dem breiten Munde verschwinden zu lassen.

Die Sonne sank immer tiefer, und ihre immer schräger fallenden Strahlen ließen unsere Schatten von Minute zu Minute länger wachsen, bis sie sich in der hereinbrechenden Dämmerung verloren. Jetzt wurde es Zeit, aufzubrechen. Wir stiegen wieder zu Pferde und bogen zu einer seitwärts liegenden Hügelreihe ein, welche sich bis an den Wald hinzog und deren Fuß wir verfolgten, bis wir uns unter den Bäumen befanden.

Hier mußte Quimbo bei den Pferden warten, bis ich zu unserer Sicherheit den Platz in einem möglichst weiten Umkreise durchsucht hatte; dann sorgten wir für die Tiere und legten uns zur Ruhe, nachdem ich von den mitgenommenen Vorräten ein kurzes Abendessen gehalten hatte.

Als ich erwachte, ertönte bereits die helle Stimme des lang befiederten Finken aus den Zweigen. Zwar war es noch sehr früh am Tage, aber ich war ja genötigt, grad diese Morgenstunde gut auszunützen, indem ich die Spuren der Zulus zu finden versuchte. Ich weckte daher Quimbo und befahl ihm, den Ort auf keinen Fall vor meiner Rückkehr zu verlassen. Dann schritt ich behutsam längs des Waldrandes unter den Bäumen hin, um die Stelle zu finden, an welcher der Feind den Wald betreten hatte. Ich bemerkte nicht das geringste Zeichen, obgleich ich nach und nach eine Strecke von wohl einer halben Stundenlänge zurücklegte; der gesuchte Ort mußte sich nicht hier ober-, sondern unterhalb unseres Nachtlagers befinden, und daher kehrte ich zu diesem zurück.

Dort angekommen, fand ich wohl die Pferde, nicht aber Quimbo. Rufen durfte ich auf keinen Fall; an ein leichtsinniges Verlassen des Ortes wollte ich nicht glauben, daher folgte ich den Eindrücken, welche sein Fuß zurückgelassen hatte. Sie führten entgegengesetzt von der Richtung, aus welcher ich gekommen war, längs des Waldrandes hin und fielen also mit dem von mir beabsichtigten Wege

zusammen. Nach einiger Zeit gingen sie waldeinwärts, wo sie mit einer breiten Fährte zusammentrafen, die auf einem durch einen Windbruch entstandenen freien Platz endigte. Hier lag ein Trupp von vollständig gerüsteten Zulukaffern; ich zählte deren vierundzwanzig. In ihrer Mitte saß Sikukuni. Ihre Pferde hatten sie ringsum an die Stämme des niedrigen Buschwerkes befestigt, welches zwischen den niedergestürzten Bäumen aufgeschossen war.

Da wo ich, durch die Zweige lauschend, lag, führte eine einzelne Spur an dem Rande der Lichtung hin. Stammte dieselbe von Quimbo, oder war sie von einem der Feinde verursacht worden, der mich bei seiner Rückkehr leicht entdecken konnte? Ich mußte dies untersuchen und folgte ihr schnell, aber vorsichtig.

Schon nach wenigen Schritten vereinigte sie sich mit einer zweiten Fährte und führte mit ihr grad senkrecht von der Lichtung ab. Da ich vor mir nicht das mindeste Geräusch vernahm, erhob ich mich aus der bisher eingehaltenen tief gebeugten Stellung und schritt rascher vorwärts. Nach einiger Zeit teilten sich die Spuren wieder. Welcher sollte ich folgen? Ich untersuchte beide. Die eine stammte von einem nackten Fuße und die andere von einem riesigen Schuhe oder Stiefel her. Sollte der Engländer in der Nähe sein? Ihn hatte ich weniger zu fürchten und wandte mich also der ersteren Fährte zu.

Noch hatte ich kaum ein Dutzend Schritte gemacht, so erblickte ich zwei nackte, braune Beine, welche hinter dem dicken Stamme eines Baumes hervorragten. Diese nach innen gewachsenen, eckigen Wadenmuskeln kannte ich; sie konnten keinem andern angehören, als meinem „gut, schön und tapfern Quimbo“. Ich trat näher, nicht ganz leise, sondern für ihn vernehmbar, um ihn nicht zu erschrecken und dadurch zur Unvorsichtigkeit zu verleiten. Wirklich bewegten sich sofort die Beine; der Körper, zu dem sie gehörten, bog sich schnell hinter dem Stamme hervor, zwei Augen wandten sich mir zu, und dann stand der Kaffer mit einer zur Vorsicht mahnenden Pantomime vor mir.

„Oh, oh, Mynheer rat, wer bin dort!“ flüsterte er mit einer durch die Bäume gerichteten Handbewegung.

„Der Engländer?“

„Mynheer weiß? Wer hab Mynheer sagt, daß England hier?“

„Ich sah seine Spur. Warum hast du die Pferde verlassen?“

„Oh, oh, Mynheer nicht bin böse, nicht bin zorn auf Quimbo! Quimbo hör lauf Pferd; Quimbo paß auf und seh Pferd, was reiß aus, und Zulu, der fang Pferd. Quimbo lauf nach Pferd und Zulu und komm an Ort, wo bin Sikukuni mit viel Krieger und England. Da steh auf England und geh in Wald; Quimbo lauf nach, und nun komm auch Mynheer.“

Diese Erzählung genügte, um mich aufzuklären. Ich trat etwas vor und gewahrte den Engländer, welcher sich wohl nur entfernt hatte, um auf einige Zeit dem penetranten Fettgeruche der Kaffern zu entgehen, denn er lag ohne Beschäftigung am Boden und starrte in die über ihm hängenden Zweige empor.

Ich hatte jetzt eine schnelle Entscheidung zu treffen. Bemächtigte ich mich des Engländers, so lief ich Gefahr, grad dadurch unsere Anwesenheit zu verraten; aber wenn es mir gelang, unsere Spuren zu verbergen, so gab sein Verschwinden den Zulus jedenfalls Veranlassung, den ganzen Tag nach ihm zu suchen, wodurch ich die nötige Zeit gewann, die Boers herbeizuführen. Und zudem wußte ich ja, daß die Kaffern bei weitem nicht die Pfadfinder sind, wie die Wilden des westlichen



Nordamerika. Auf das Eintreffen des Waffentransportes konnte das Verschwinden des Engländers keinen Einfluß haben; daher besann ich mich nicht lange, schlich mich bis hart zu ihm hin und richtete mich dann, das Messer in der Hand, vor seinen Augen empor.

„Good morning, Sir Hilbert Grey! Ihr scheint schlecht geschlafen zu haben, da Ihr bereits wieder der Ruhe pflegt!“

Es widerstrebte mir, ihn zu überfallen wie einen Wilden, und wenn ich geglaubt hatte, daß eine Überraschung jede Gefahr für mich unmöglich machen werde, so hatte ich mich auch nicht verrechnet, denn der gute Mann riß vor Erstaunen den Mund weit auf, machte ein Gesicht, als sähe er ein Gespenst, brachte keinen Laut hervor und vergaß sogar, sich zu erheben.

„Wollt Ihr nicht ein wenig aufstehen, Sir? Oder habt Ihr hier zu Lande bereits vergessen, wie man mit einem Gentleman zu sprechen hat?“

Erst jetzt erhob er sich langsam, wie im Traume, und sagte:

„Heigh-ho, Ihr seid es?“

„Ja, ich bin es, wenn ich mich nicht irre! Wollt Ihr nicht so gut sein und einmal Eure Schuhe ausziehen?“

„Warum?“ fragte er, im höchsten Grade erstaunt.

„Weil ich es wünsche, Sir! Ich habe jetzt keine Zeit, Euch meine Gründe zu erklären, doch werdet Ihr sie später sicher hören. Also, bitte!“

„Ich begreife nicht, was—“

„Ihr braucht es auch nicht zu begreifen, Sir. Seht hier dieses Messer! Es sitzt Euch in weniger Zeit als einer Minute zwischen den Rippen, wenn Ihr nicht sofort thut, was ich Euch befehle!“

Ich winkte, und Quimbo trat an seine andere Seite. Er hatte sich bisher versteckt gehalten und erhob jetzt die Lanze.

„Mynheer, soll Quimbo stech Lanze hier in England wie gestern in Sau?“

Das war dem guten Sir Hilbert Grey denn doch zu gefährlich. Er erklärte erschrocken:

„Ich verstehe Euch nicht, Sir, aber ich werde Euch dennoch den sonderbaren Gefallen thun!“

„Ein Glück für Euch. Ihr seid uns einmal entgangen, zum zweitenmal aber passiert das nicht wieder! Übrigens ersuche ich Euch, so leise wie möglich zu sprechen und uns jetzt zu folgen!“

Ich ließ ihn die Schuhe natürlich bloß deshalb ausziehen, damit seine riesigen Stapfen etwas weniger bemerkbar wurden. Er nahm sie unter den Arm und folgte mir. Bei unsern Pferden angekommen, konnte ich schon etwas umständlicher mit ihm verkehren.

„Ihr wolltet mich gestern abhalten, Eure saubere Begleitung kennen zu lernen; es ist Euch nicht gelungen, und Ihr habt jetzt die Folgen zu tragen. Ihr seid mit den Feinden des Landes hier eingedrungen, habt Sikukuni geholfen, eine Farm zu überfallen, und werdet daher das Leben lassen müssen, wenn Ihr Euch nicht so verhaltet, daß ich Euch der Nachsicht meiner Freunde empfehlen kann. Wie kommt Ihr mit dem obersten Häuptling der Kaffern zusammen?“

„Good God, das ist sehr einfach, Sir,“ antwortete er sehr kleinlaut. „Ich hatte eine Botschaft jenseits der Gebirge auszurichten und traf unterwegs mit ihm zusammen.“

„Welche Botschaft ist es?“

„Eine rein geschäftliche, Sir; Ihr könnt es glauben!“

„Ich glaube es allerdings; doch sind die Geschäfte sehr verschiedener Art. An wen war die Botschaft gerichtet?“

„An—an einen Holländer.“

„Lügt nicht, sonst verschlimmert Ihr Euch Eure Lage!“

„Ich sage die Wahrheit!“

„Die Wahrheit ist im Gegenteil, daß Ihr an den Lieutenant MacKlintok geschickt seid!“

Er schwieg verlegen und überrascht.

„Nun, antwortet!“

„Wer sagt Euch das?“

„Eure Unvorsichtigkeit. Zur sichern Expedition eines wichtigen Auftrages gehört ein ganz anderer Mann als Ihr. Also noch einmal: Wie kommt Ihr mit Sikukuni zusammen?“

„Ich traf ihn zufällig; das ist die Wahrheit, so wahr ich ein Engländer bin!“

„Dann muß Eure Sendung für ihn eine freundliche, für die Holländer aber eine gefährliche sein. Wollt Ihr mir nichts Näheres mitteilen?“

„Ich darf nicht, Sir, denn ich verliere sonst meine Stellung!“

„Gut, so will ich nicht weiter in Euch dringen, Sir. Verliert nur auch die Rhinoceroshaube nicht, wie Ihr das Perspektiv und Eure interessante Briefsammlung verloren habt; es könnte sich sonst leicht einer finden, welcher eine Zeile um die andere liest!“

Er erbleichte.

„Was wollt ihr damit sagen, Sir?“

„Ich sage nur, was ich bereits gesagt habe: Wenn Ihr Euch im geringsten weigert, meinen Befehlen zu gehorchen, so schmeckt Ihr meine Kugel oder die Lanze meines Dieners. Jetzt werdet Ihr diesen schönen Brabanter Gaul besteigen; die Schuhe könnt Ihr wieder anziehen!“

Er sah, daß ich nicht spaßte, und stieg auf.

„Well, Sir, so meint Ihr wohl, daß ich mit Euch reiten soll?“

„Natürlich!“

„Aber ich habe ja noch meine Decke und meine Waffen bei den Kaffern!“

„Ihr braucht jetzt weder Decke noch Waffen. Zum Frieren ist es jetzt bereits zu warm, und überfällt Euch wieder ein Cerberus, so sitzt Ihr heut ja noch höher und sicherer als gestern. Übrigens werde ich Euch vielleicht schon morgen wieder zu Euren Sachen verhelfen! So, erlaubt mir einmal Eure Füße!“

Ich zog einen Riemen aus der Tasche und befestigte seine unendlichen Beine unter dem Leibe des Pferdes weg an demselben.

„Jetzt werdet Ihr nicht vom Gaule fallen, wenn ein Eber kommt! Steig hinten auf, Quimbo!“

Der Kaffer sah mich halb fragend und halb lachend an.

„Was soll Quimbo? England sitzt auf Pferd, und Quimbo soll sitzen auf England?“

„Nein, du sollst nicht auf England, sondern hinter England sitzen und dabei England so fest wie möglich halten!“

„Oh, Mynheer, oh, oh, das sein schön und gut für Quimbo, denn wenn Quimbo halt England, so fall Quimbo nicht von Pferd und werd aufschneid von Mynheer Uys!“

Er kroch auf den Rücken des Brabanter und umklammerte den langen Leib des guten Sir Hilbert Grey.

„So! Jetzt reitest du dort auf dem Schiefer immer grad nach West. Ich komme gleich nach!“

Er folgte der Weisung, kam aber nur mit Mühe vorwärts. Ich blieb zurück, um unsere Spuren zu verwischen; dann stieg auch ich auf und eilte den beiden nach. Auf dem harten Gestein war von einer Fährte keine Rede, und als wir eine Ecke des Waldes zwischen uns und den Kaffern hatten, ohne daß sich von diesen ein einziger gezeigt hatte, war ich sicher, daß dieselben keine Ahnung von unserer Gegenwart bekommen würden.

Der Brabanter war stark genug, die doppelte Last zu tragen, und als ich ihn am Zügel ergriff und nach Nord umlenkte, ging es im Galopp vorwärts, daß die Funken stoben. Der Engländer war kein übler Reiter, und Quimbo hielt sich an demselben so fest, daß ich immer scharf vorwärts trachten konnte, und Zeitverkürzung gab es auch, da sich Quimbo in den spaßhaftesten Bemerkungen über den Doppelritt erging und Sir Hilbert Grey sich alle Augenblicke nach dem Schicksale erkundigte, dem ich ihn entgegenführte. Natürlich fiel meine Auskunft sehr mangelhaft aus, da ich nicht zu seinen Richtern gehörte.

So mochten wir über zwei Stunden lang geritten sein, als am nördlichen Horizonte vier dunkle Bergspitzen auftauchten, welche sich von Minute zu Minute vergrößerten, so daß ich in ihnen die Raafberge erkannte. Ich hielt genau auf ihre Mitte zu, und die dritte Stunde war noch nicht vergangen, so erkannte ich das Doppelthal und auch den Stinkholzbaum, welcher auf der Höhe zwischen ihnen in die Lüfte ragte.

Jetzt wurde das Fortkommen schwerer; es galt, Abhänge zu erklimmen und zwischen dichtem Gebüsch sich hindurchzuwinden. Auf dem Höhenzuge angekommen, zog ich den Krimstecher aus dem Etui und fixierte den Signalbaum. Ein Mann lehnte an seinem Stamme und beobachtete uns ebenso durch ein Rohr. Ich nahm den Hut ab und schwenkte denselben; er antwortete durch das gleiche Zeichen und stieg dann schnell den Abhang hinunter. Jedenfalls ging er in die Kloof, um die Boers zu benachrichtigen.

In größerer Nähe angekommen, erkannte ich nun mit dem bloßen Auge acht Gestalten, welche uns teils erwarteten, teils uns entgegen kamen. Unter den Vordersten befand sich Kees Uys, der allerdings ganz erstaunte Augen machte, als er mich sah.

„Ihr seid es, Mynheer? Das ist ja gar nicht möglich! Was treibt Euch zu uns, und wie kommt Ihr in so kurzer Zeit hierher? Es ist doch nichts Schlimmes vorgefallen?“ fragte er.

„Schlimmes genug, aber es hat ein gutes Ende genommen,“ antwortete ich.

„Und wen bringt Ihr hier?“

„Einen Gefangenen, den ich euch zu überliefern habe. Führt mich zu den andern, dann werde ich euch alles erzählen!“

Ich wurde, als mich Uys vorstellte, von den derben, biederern Männern herzlich willkommen geheißen. Dann nahmen wir den Engländer in die Mitte und schrit-

ten, während Quimbo in der Nähe der Wache bei den Pferden blieb, zur Kloof hinab.

Dort saßen noch vier Männer. Ihr Gespräch war so ernst gewesen, daß sie sich durch die Nachricht von meinem Nahen in demselben gar nicht hatten stören lassen. Der eine war ein Kaffer von hoher, schlanker, aber kräftiger Figur; ich erriet sofort, daß es Somi, der vertriebene Bruder Sikukunis, sei. Zwei kräftige, untersetzte und echt neerländische Gestalten waren Zingen und van Hoorst, und der vierte, welcher allerdings wie ein Goliath vor mir stand, war kein anderer als Jan van Helmers. Er war um einen vollen Kopf länger als ich, und die Stärke seiner Glieder stand zu dieser Höhe in genauer Proportion. Das Leopardenfell, welches ihm als Karoß über die Schultern hing, erhöhte den Eindruck kriegerischer Stärke, welchen diese Figur machen mußte, und doch blickten seine klugen Augen so gut und mild, daß man ihn vom ersten Augenblick an lieb gewinnen mußte.

„Neef Jan, dieser Mynheer kommt von Jeffrouw Soofje und von Mietje,“ benachrichtigte ihn Kees Uys.

„Von Mietje? Ist's wahr?“ fragte er.

„Ja. Er kam mit mir zu ihnen und ist es wert, daß du ihn willkommen heißest!“

„Das thue ich ohnedies, da er unsern Ort kennt und also einer der Unserigen ist,“ antwortete er, mir kräftig die Hand schüttelnd.

„Das ist er nicht, Neef Jan. Er ist ein Deutscher und kam zum Kap, um hier ein wenig spazieren zu gehen, wie es die deutschen Gelehrten zuweilen machen sollen. Ich brachte ihn zu Jeffrouw Soofje, und diese hat ihn gesendet, um dir wichtige Botschaften zu bringen.“

„Ah, da ist daheim etwas passiert! Setzt Euch, Mynheer; nehmt einen Trunk, und erzählt dann schnell!“

Er griff in eine Bodenvertiefung und langte nebst Glas eine Flasche des rühmlichst bekannten Kapweines hervor. Ich that Bescheid; das Glas ging rundum, und dann warteten alle mit Spannung auf meine Botschaft. Sir Hilbert Grey stand neben mir; eine Flucht aus der Mitte solcher Männer war nicht möglich, und man sah es ihm auch deutlich an, daß er bereit sei, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Ich griff in die Tasche, zog sein Portefeuille hervor und nahm den Brief aus demselben. Er erschrak.

„Lest einmal diesen Brief, Mynheer!“ bat ich Kees Uys.

Er that es und meinte dann:

„Findet Ihr etwas Sonderliches in ihm?“

„Gebt ihn weiter!“

Das Schreiben ging von Hand zu Hand, ohne daß einem einzigen die eigentümliche Fassung desselben aufgefallen wäre. Ich gab es Uys zurück und erklärte:

„Lest einmal die erste und dritte, die fünfte und siebente Zeile und so weiter, und fangt dann mit der zweiten wieder oben an!“

Er folgte dieser Weisung, und bald nahm sein Gesicht eine Spannung an, welche die andern neugierig machte.

„Ah, das ist etwas anderes; das ist ja ein Schreiben, welches wir Euch gar nicht mit Geld bezahlen können!“ meinte er, als er die Lektüre beendet hatte.

„Gieb her; gieb her!“ rief es von allen Seiten.

„Halt, das dauert zu lange. Ich werde euch den Brief vorlesen!“

Er begann, und als er zu Ende war, zeigte sich die Versammlung in der größten Aufregung.

„Das ist ja eine wahre Kunst, einen solchen Brief zu schreiben, und eine noch viel größere Kunst, das Geheimnis zu entdecken!“ rief van Raal. „Wer hat es Euch verraten, Mynheer?“

„Niemand; ich fand es selbst.“

„Und wo fandet Ihr den Brief?“

„Nachher! Lest vorher diese Ordre!“

Ich nahm das Perspektiv des Engländers aus der Tasche und zog das Papier aus dem Rohre. Es wurde wieder von Uys vorgelesen, und auf die dann an mich gerichtete Bitte um Aufklärung wandte ich mich an den Gefangenen:

„Nehmt einmal Eure Mütze ab, Sir Hilbert Grey, und gebt sie diesem Herrn!“

Der Engländer gehorchte beinahe zitternd. Uys nahm die Mütze und nickte.

„Das also ist der Mann, und darum bringt Ihr ihn zu uns! Wollen das Duplikat gleich holen!“ Er zog das Messer hervor und schnitt das Futter auf. „Hier ist es, und seht, es lautet dem anderen ganz gleich! Aber nun erzählt, Mynheer, wie Ihr zu dem Gefangenen kommt!“

„Ich fand ihn bei Sikukuni.“

„Bei Sikukuni!“ rief es im Kreise, und selbst Somi, welcher bisher ruhig dageessen hatte, machte eine Bewegung der Überraschung. „Das ist nicht möglich! Sikukuni ist beim Zuluheere drüben hinter den Bergen!“

„Sikukuni ist hier in der Nähe, und wenn ihr ihn fangen wollt, kann ich euch zu ihm führen!“

Sie sprangen alle auf, auch Somi, diese Männer, die sonst nicht leicht aus dem Gleichgewichte zu bringen waren.

„Scherzt Ihr oder ist es wirklich so?“ wurde ich gefragt.

„Es ist so! Sikukuni war auf Eurer Farm, Mynheer van Helmers; er wollte Jeffrouw Soofje töten und Mietje mit sich nehmen. Ich hinderte ihn daran und verfolgte ihn bis in den Wald, den man zu Pferde in drei Stunden von hier erreichen kann.“

Jan legte mir die Faust schwer auf die Schulter.

„Wenn er den Meinen nur ein Haar gekrümmt hat, so ist er verloren. Erzählt, aber schnell, schnell!“

„Ja, erzählt und laßt uns nicht länger warten!“ mahnten auch die andern.

Ich begann meinen Bericht und erzählte rasch alle Ereignisse seit gestern bis zu dem gegenwärtigen Augenblick. Sie lauschten in atemloser Spannung, und als ich geendet hatte, war der Eindruck von der Wahrheit meines Referates so groß, daß sie alle zu den Waffen griffen.

„Wir müssen hin; wir müssen ihn sofort überfallen!“ rief Jan.

„Ja,“ stimmte Zingen bei. „Haben wir ihn, so ist der Aufstand der Zulus schon vor dem Ausbruche so gut wie beendet!“

„Holt die Pferde!“ meinte van Hoorst. „Wir dürfen keine Zeit verlieren!“

„Halt!“ rief ich in die allgemeine Unruhe hinein. „Hört mich, Mynheers, ehe ihr einen Entschluß faßt!“

„Ja, hört ihn,“ meinte Kees Uys. „Er hat in allem so gehandelt, daß uns seine Meinung nur von Nutzen sein kann!“

„Ihr seid hier versammelt, um wichtige Dinge zu besprechen. Seid ihr bereits fertig damit?“

„Nein.“

„Und braucht ihr lange Zeit, um es zu werden?“

„Nein. Wir sind im ganzen einig und haben nur noch Nebendinge zu bestimmen.“

„Es bleibt euch Zeit genug dazu, und es ist besser, gleich fertig zu werden, als zuvor von hier aufzubrechen und von neuem zu beginnen.“

„Aber dann entgeht uns Sikukuni!“

„Wie kann er euch entgehen, da er euch hier überfallen will! Ihr könntet ihn ruhig erwarten; da es aber doch möglich ist, daß er Verdacht geschöpft hat, so halte ich es allerdings für besser, ihn im Walde aufzusuchen; doch ist jetzt dazu noch nicht die richtige Zeit.“

„Wann dann?“ fragte Jan, der vor Verlangen brannte, mit dem Zulu zusammenzugeraten.

„Beabsichtigen die Zulus, hierher zu kommen, so wird dies nicht vor nachts geschehen, und suchen wir sie auf, so dürfen wir erst nach Mitternacht aufbrechen, um sie gleich beim Tagesgrauen zu erreichen. In beiden Fällen bleibt euch Zeit zu euren Verhandlungen. Ihr braucht nicht wieder hierher zurückzukehren, könnt im Chore nach Jan van Helmers Farm reiten und dann zum Attersberge aufbrechen, um den Transport wegzunehmen, zu welchem ihr vielleicht zu spät kommt, wenn ihr hier zu viel Zeit versäumt.“

„Ihr habt recht,“ meinte Zingen, „wenn wir nur sicher wären, daß Sikukuni morgen früh noch zu treffen ist!“

„Ja, er hat recht,“ knirschte auch Jan, „wenn nicht Sikukuni auf den Gedanken kommt, uns auch beim Morgengrauen zu überfallen.“

„Warum?“ fragte ich.

„Weil dann beide Gegner zu gleicher Zeit aufbrechen und einander umgehen können.“

„Das ist allerdings ein Gedanke, der seine volle Berechtigung hat.“

„Darum ist es besser, wir brechen sofort auf und—“

„Und lassen uns von den Zulus bemerken,“ fiel ich ein. „Verzeiht, Mynheers, wenn ich sage, *uns* und also eure Sache auch zu der meinigen mache! Aber ich habe mich einmal in dieses Abenteuer verwickelt und möchte auch nicht gern den Schauplatz verlassen, bevor ich weiß, zu welchem Ende es führt.“

Da trat van Hoorst zu mir und bot mir die Hand; die andern folgten ihm.

„Redet nicht, Mynheer!“ sagte er. „Ihr habt grad so gehandelt, als wäret Ihr einer der Unserigen; wir sind Euch viel Dank schuldig, und da wir jetzt nicht über eine große Zahl von Büchsen verfügen, so kann es uns nur willkommen sein, wenn Ihr die Eure auch ferner für uns sprechen lassen wollt! Was nun den Überfall betrifft, so stimme ich Euch in allem vollständig bei.“

„Und dennoch bin ich zu einer Konzession für Mynheer van Helmers bereit. Im Falle die beiden Feinde sich umgehen, müßten wir den Gegner wieder hier aufsuchen, wozu wir Zeit gebrauchen würden. Daher schlage ich vor, wir warten hier nur bis eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit und besetzen von der Dämmerung an den Eingang der Thäler in einer breiten Linie. Ist bis dahin von den Zulus nichts zu spüren, so brechen wir auf. Ich meine jedoch, daß sie den ganzen Tag

verwenden werden, um nach dem Engländer zu suchen, der sich ihrer Ansicht nach im Walde verirrt hat; von Tschemba, der noch nicht bei ihnen angekommen ist, ganz abgesehen.“

Dieser Vorschlag wurde angenommen, obgleich Jan am liebsten sofort aufgebrochen wäre. Wie Achilles vor Troja, zog er sich zürnend zurück und verließ die Kloof, ohne an den weiteren Verhandlungen teilzunehmen.

Die erste derselben bezog sich auf den Engländer. Was ich vorhergesehen hatte, geschah. Als Diener seines Herrn traf ihn keine Verantwortung, und da er auch sonst nicht direkt feindselig gehandelt hatte, so beschloß man, ihn einstweilen als Gefangenen zu behandeln und nach Wegnahme des Transportes wieder freizugeben.

Nun wurde in Vereinigung das Mahl gehalten, bei welchem Jan so einsilbig blieb, wie vorher, und dann legte man sich in Anbetracht der zu erwartenden nächtlichen Anstrengung zur Ruhe,

Diese dauerte einige Stunden. Ich war der erste, welcher erwachte, und verließ die Kloof, um hinaus nach dem Baume zu gehen. Dort stand Quimbo und hielt mit stolzem Blick ein gewaltiges Roer in der Hand.

„Was thust du hier?“

„Was thu Quimbo? Oh, oh, seh nicht Mynheer, daß Quimbo steh Wach?“

„Du? Ich denke, Mynheer van Hoorst soll jetzt Wache haben?“

„Oh, Wach hab Mynheer Raal und dann Mynheer van Hoorst, aber hab will schlaf all beid und sag, Quimbo soll nehm Flint und steh Wach an Baum.“

Die beiden Männer hatten dem guten Kaffer mit diesem ehrenvollen Auftrage jedenfalls den größten Gefallen gethan, und da etwas Feindseliges jetzt nicht zu erwarten stand, so lag auch kein Grund vor, ihr Verhalten besonders straffällig zu nehmen.

„Es ist doch nichts passiert?“ erkundigte ich mich.

„Passiert? Nein, nichts, gar kein! Bloß groß, lang Mynheer reit fort.“

„Es ist einer fortgeritten?“ fragte ich in sofortiger Ahnung und Besorgnis. „Wer?“

„Groß, lang, dick Mynheer mit Fell von Leopard auf Achsel.“

„Wann war das?“

„Wann war? Gleich als Quimbo nehm Flint und steh Wach.“

Also vor bereits zwei Stunden! Ich eilte zur Kloof zurück und weckte die Schläfer. Sie erschrakten bei meiner Kunde und traten sofort zu einer Beratung zusammen. Der hitzige Boer van het Roer hatte unsern ganzen Angriffsplan vereitelt, und es galt nun, ihm schleunigst nachzufolgen, um ihm Hilfe zu bringen, wenn er sich von seiner Verwegenheit hinreißen lassen sollte, sich den Zulus zu zeigen.

Der Engländer wurde wieder auf den Brabanter gebunden, Quimbo stieg hinten auf, und als alles fertig war, ging es in das Thal hinab, in welchem eine frische Quelle rieselte, von welcher der Ort den Namen Klaarfontein erhalten hatte, und von da aus in südlicher Richtung weiter. Als wir die Ebene erreichten, wurden die Pferde in Galopp gesetzt. Die Verhandlungen und nach ihnen die Ruhe hatten einen großen Teil des Tages in Anspruch genommen, und die Sonne neigte sich bereits dem Horizonte zu.

Die Pferde der Boers waren frisch, die unsrigen aber hatten einen angestregten Ritt erst kurz hinter sich; dennoch war mein Engländer immer voran und zeigte nach einer guten Stunde nicht die geringste Ermüdung. Anders stand es mit dem

Brabanter. Das schwere, wenn auch außerordentlich kraftvolle Tier war eine solche Flüchtigkeit nicht gewohnt, hatte eine doppelte Last zu tragen und folgte uns nur mit der größten Anstrengung. Nur noch eine Viertelstunde hatten wir auszuhalten; die Sonne war untergegangen, und es dunkelte bereits, als ich die Stimme Quimbos hörte.

„Mynheer, Mynheer, oh, oh! Mynheer komm zu Quimbo!“

Ich hielt und ließ ihn herankommen.

„Was giebt's?“

„Oh, Mynheer helf Quimbo! Pferd nicht will mehr lauf, und England nicht will mehr reit!“

„So! Ihr wehrt Euch, Sir Hilbert Grey, und glaubt vielleicht, in der Dunkelheit zu entkommen? Da irrt Ihr Euch. Gebt einmal Eure Hände her!“

„Was wollt Ihr?“

„Euch die Hände binden. Es ist so besser für meinen Diener.“

„Das lasse ich mir nicht gefallen, Sir!“

„Mir gleich! Ich habe keine Zeit, mit Euch zu verhandeln. Wenn Ihr Euch nicht gutwillig binden laßt, so schieße ich Euch ohne Gnade nieder. Also her mit den Händen!“

Ich war noch mit einem Riemen versehen und band ihm die Hände. Dann eilte ich den andern nach.

Ich holte sie bald ein und kam wieder an die Spitze. Ich hatte während meines Berichtes den Ort, an welchem die Zulus lagerten, so genau beschrieben, daß ihn Jan leicht hatte finden können. Sie waren jetzt, selbst wenn sie sich verteilt gehabt hatten, um den Engländer zu suchen, jedenfalls wieder dorthin zurückgekehrt, und daher hielt ich, als wir um die letzte Waldecke gebogen waren, beinahe grad auf den Platz zu.

Ungefähr da, wo ich die vorige Nacht gelagert hatte, hielt ich an und sprang vom Pferde.

„Steigt ab, Mynheers; bindet eure Tiere an; nehmt eure Waffen und folgt mir so leise wie möglich!“

Sie thaten es, und noch waren wir mit den Pferden beschäftigt, so ertönten zwei Schüsse aus der Richtung des Kaffernlagers.

„Vorwärts, Mynheers; Jan ist in Gefahr!“

Jetzt war von Vorsicht keine Rede mehr; wir brachen durch die Büsche, wie es ging, ich voran und die andern mir nach. Die Dunkelheit verhinderte uns, alle Hindernisse zu erkennen; deshalb dauerte es eine geraume Weile, ehe ich die Lichtung erreichte. Hier bot sich ein Anblick, der einen Krieger in Entzücken versetzen konnte. Von der hochflackernden Flamme eines Lagerfeuers hell erleuchtet, stand Jan inmitten der ganzen Zulubande. Der Hut war seinem Kopfe entfallen, und das lange, blonde Haar wehte wie eine Löwenmähne auf das Leopardfell hernieder. Sie alle hoch überragend, hielt er sie mit dem Kolben seiner Büchse von sich ab, und jeder Hieb, den er führte, warf einen Feind zu Boden. Dennoch hätte er unterliegen müssen, wenn wir nicht rechtzeitig erschienen wären.

Ich erhob meine Büchse und gab zwei Schüsse ab; rechts und links von mir blitzte es auf, und dann warfen wir uns auf die Lichtung. Wir trafen—nur mit Jan zusammen, der uns anstarrte und dann mit einem: „Ich muß ihn haben!“ in die Büsche sprang. Auf dem Platze lagen die Leichen; die andern, verwundet oder un-



verwundet, hatten sich alle gleich nach unsern Schüssen in das Gesträuch geworfen.

Einem augenblicklichen Impulse folgend, eilte ich hinter Jan her. Seitwärts ertönte lautes Schnaufen und Pferdegewieher; ich wandte mich dorthin und kam grad noch zur rechten Zeit, um einen Trupp Kaffern längs des Waldrandes an mir vorübersprengen zu sehen. Der vorderste von ihnen wandte sich zu den übrigen zurück und rief ihnen einige Worte zu, von denen ich nur „indhlu het roer“ verstehen konnte. *Indhlu*, so viel wußte ich, bedeutet in der Zulusprache so viel wie Haus, und *het roer* bezog sich jedenfalls auf Jan, der ja weithin als der Boer van het Roer bekannt war.

Demnach schien der entkommene Häuptling entschlossen zu sein, sofort zur Farm zurückzureiten, um sich für den heutigen Überfall zu rächen.

Eben stand ich im Begriff, zum Kampfplatze zurückzukehren, als ich zwischen meinem gegenwärtigen Standpunkte und der Waldecke zwei laute Stimmen vernahm, die ich augenblicklich erkannte:

„Still, England! Nicht sprech kein Wort zu Quimbo! Quimbo nicht will hab Geld und nicht will hab Geschenk. Quimbo hab gut Mynheer, viel groß gut' Mynheer, und Quimbo thu, was sag Mynheer. Mynheer sag, daß England bin fangen, und Quimbo halt fest England!“

„Well, so gebe ich dir noch mehr! Ich gebe dir auch noch ein Roer, mit dem du eine ganze Meile weit schießen kannst!“

„Nun aber still, England! England hab nicht gut Roer, denn England kann nicht einmal schieß tot Sau mit Roer! England will schieß Meil mit Roer? Was bin Meil? Bin Meil Sau oder Katz? Kann Quimbo eß Meil, wenn Quimbo hab schieß tot Meil?“

„Wenn du meine Riemen zerschneidest und mich gehen lässest, so gebe ich dir einen ganzen Wagen voll Fett für dich und deine Haare, einen Wagen voll Fett, welches so gut riecht, daß—“

„Schweig!“ fiel ihm der Kaffer, jetzt ernstlich bös, in die Rede. „Wo will England hab ganz Wad voll Fett, wenn England nur hab lang, dünne Knochen? Das Fett von England riech gut? Was versteh England von riech gut! England riech an Quimbo, dann wird England seh, wer riech gut, England oder Kaffer!“

Der Elefantentritt des Brabanters war jetzt in meine Nähe gekommen. Welch ein Glück, daß der brave Diener nicht eine Minute früher anlangte! Er wäre sicher in die Hände der erbosten Zulus gefallen. Ich trat hervor und auf die beiden Reiter zu. Augenblicklich glitt Quimbo vom Pferde, nahm hinter demselben Platz, faßte es am Zügel und erhob den Speer.

„Teta ilizwi? Wer bin da?“ rief er mich an.

„Ich bin es, Quimbo!“

„Oh, oh, Mynheer, Quimbo bin froh, daß Quimbo seh Mynheer. England will reiße aus Quimbo, und Pferd will nicht reiße aus, sondern fall um mit England und Quimbo!“

„Warte hier!“ beschied ich ihn und eilte zum Kampfplatze, wo ich die Roers alle fand.

Auch Jan war zurückgekehrt und stand schweigsam unter den Vorwürfen der andern da.

„Mynheers, die Zulus sind zu Pferde entkommen,“ sagte ich. „Seht, ob ihr eines von ihren übrigen Tieren fangen könnt für den Engländer, der da draußen mit meinem Diener hält. Ich werde sehen, wohin die Zulus gehen. Wartet, bis ich zurückkehre!“

Ich suchte so schnell wie möglich unsere Tiere auf, bestieg meinen Engländer und trieb ihn im schnellsten Galopp hinaus auf die Ebene. Wohl an die zehn Minuten lang ritt ich so fort; dann stieg ich ab und legte mich mit dem Ohre an die Erde. Mein ausgezeichnetes Tier hatte mich weit fortgetragen, so daß ich den fliehenden Kaffern ziemlich nahe gekommen war. Ich hörte den Hufschlag ihrer Pferde ganz deutlich und war mir nun auch über die Richtung klar, welche sie einschlugen: es war wirklich diejenige zur Farm Jan van Helmers‘.

Es konnten ihrer beinahe noch ein Dutzend sein, und wenn sie die Farm wirklich erreichten, so stand ein schwerer Kampf für die Nachbarn zu erwarten. Das mußte verhütet werden, wenn es nur irgend möglich war.

Ich ritt zurück. Am Walde angekommen, traf ich die Boers mit dem Engländer beschäftigt, der um seine Entlassung bat. Sie konnten seinen Wunsch nicht erfüllen, da es ihm dann möglich war, unser Vorhaben in Beziehung des Transportes zu verraten. Es war ihnen gelungen, drei Pferde der Zulus einzufangen, deren eines für Sir Hilbert Grey bestimmt ward. Ich machte sie mit meiner Entdeckung bekannt, und augenblicklich griff Jan nach seinem Pferde.

„Ich reite fort; kommt nach, Mynheers!“ rief er und erhob den Fuß, um aufzusteigen.

Ich ergriff ihn beim Arme und hielt ihn zurück.

„Bleibt noch eine Weile, Mynheer,“ bat ich; »Ihr wißt ja, daß eine Überstürzung selbst in der größten Gefahr nur zum Schaden gereicht. Gebt Eurem Pferde eine halbe Stunde Ruhe und laßt es ein wenig fressen. Da drüben fließt der Bach, wo es auch trinken mag. Auf das Pferd kommt es an, ob der Reiter vorwärts kann!“

„Ihr habt recht, Mynheer; aber eine halbe Stunde nur, nicht länger, und dabei mag es bleiben!“ antwortete er und führte das Tier in die angegebene Richtung zur Tränke.

„Führe die unsrigen nach, Quimbo!“

„Ja, Mynheer. Pferd muß freß und muß sauf; aber Quimbo laß sauf nicht zwei Pferd, sondern drei Pferd!“

Er nahm außer meinem Engländer und dem Brabanter noch eines von den Zupferden mit. Ich hatte keine Zeit, mich nach dem Grunde dieses Verfahrens zu erkundigen, und untersuchte die beiden andern Pferde. Es waren Tiere von jener kleinen und außerordentlich dauerhaften Mozambiquerasse, welche die Kaffernhäuptlinge gern für sich und ihre Günstlinge gebrauchen, während ihre Truppen meist nur aus Fußvolk bestehen. Sie trugen zu beiden Seiten des Sattels je ein ziemlich großes Säckchen gestoßenen Mais, eine Maßregel, welche die Tiere zu großer Ausdauer befähigt, da dieses Futter länger anhält, als die dünnen Halme, welche das Land bietet.

Noch gab ich mich dieser Betrachtung hin, als Quimbo zurückkehrte und die beiden andern Pferde beim Zügel nahm.

„Pferd hier auch sauf!“

Damit trollte er sich von dannen. Er mußte eine bestimmte Absicht haben. Vielleicht war ihm der Rücken des Brabanten zu breit und er wollte in der Stille

einen günstigen Tausch vollziehen. Ich hatte nichts dagegen und schwieg also; nur eine Bemerkung machte ich ihm:

„Nimm diese Säcke in acht, Quimbo; es ist Mais darin, der außerordentlich gut für die Pferde ist.“

„Mais? Oh, oh, Mais werd bekomm nicht Boer, sondern Mynheer und Quimbo!“

Er ging, und ich trat zu den andern, um mich mit ihnen zu besprechen. Jan kehrte zurück. Er hatte sein Pferd unter der Aufsicht Quimbos gelassen und wollte hören, was wir berieten.

Es verstand sich ganz von selbst, daß wir den Zulus schleunigst zu folgen suchten; nur war es fraglich, ob unsere Pferde von gleicher Ausdauer seien. Das meinige erhielt den ersten Preis, und da sich Jan nicht halten ließ, so wurde ausgemacht, daß ich mit ihm vorausreiten sollte, während die andern nach Kräften nachfolgen konnten.

Ich ging zum Brunnen und teilte dies Quimbo mit.

„Quimbo reit mit Mynheer!“ erklärte er.

„Du darfst nicht; du mußt über den Engländer wachen!“

Er drehte sich um und antwortete nicht. Als Jan kam, um aufzusitzen, that ich das Gleiche und bemerkte, daß sowohl sein Pferd als auch das meinige mit Mais versehen seien, ein Zeichen der Aufmerksamkeit meines guten Kaffern.

Wir nahmen von den Boers Abschied, welche bis gegen Morgen hier halten wollten; ich empfahl ihnen Quimbo, und dann ging es fort. Jan ritt schweigsam neben mir her; er hatte sich mit seinen Gedanken zu beschäftigen, und ich störte ihn nicht. So waren wir wohl eine halbe Stunde lang im Trabe fortgeritten, als ich Hufschlag hinter mir vernahm. Ich hielt, um den Reiter zu erwarten. Er kam in völliger Carriere herbei und vermochte kaum, sein Pferd vor mir zu halten. Gleich beim ersten Worte, welches ich hörte, erkannte ich Quimbo.

„Mynheer, oh, oh, Quimbo schon denk, Quimbo treff nicht Mynheer!“

„Was willst denn du?“

Ich hatte beinahe so etwas vermutet, und darum mochte meine Frage nicht sehr streng klingen.

„Quimbo nicht bleib bei Boers; Quimbo reit mit gut, lieb Mynheer. Quimbo hab Pferd von Zulu und hab Mais für Pferd.“

„Wo hast du denn den Brabanter?“

„Brabant thu weh Quimbo an Bein; Quimbo kann nicht bring zusamm wieder Bein. Brabant bin bei Boers; Boers mag auch weh thu Bein!“

Ich mußte lachen über diese menschenfreundliche Ansicht des Dieners.

„So komm! Ich kann dich doch nicht wieder zurückschicken.“

Der Ritt wurde in möglichster Eile fortgesetzt. Quimbo konnte seinen Mozambique besser umspannen, und wenn er auch beinahe glatt auf dem Rücken desselben lag, so war er doch besser daran als früher auf dem Brabanter. Die ganze Nacht ging es vorwärts, bis der Morgen graute und die Pferde sich etwas ausruhen mußten. Es wurde gefüttert, und dann saßen wir wieder auf.

Wir hatten die Spur der Zulus getroffen; sie mußten außerordentlich gut beritten sein, sonst hätten wir sie wohl bald eingeholt. Freilich konnten sie sich denken, daß sie verfolgt wurden, und darum mochten sie ihre Pferde nach Möglichkeit anstrengen, grad wie wir es thaten.

Gegen Mittag wurde nochmal Rast gemacht, und als wir später zur Abenddämmerung wieder anhielten, befanden wir uns bereits in der Nähe des Waldes, in welchem ich zum erstenmal mit, Sir Hilbert Grey zusammengetroffen war. Die Pferde dampften und triefen vor Schweiß, und ihre Flanken schlugen, so daß wir die übrige Strecke unmöglich zurücklegen konnten, ohne wenigstens einige Minuten auszuruhen. Das konnte für die Farm verderblich werden, und sobald wir nur einigermaßen wieder Atem geschöpft hatten, ging es weiter.

Wir hatten die ganze, auf zwei Tagreisen geschätzte Strecke in nicht ganz einem Tage zurückgelegt, wobei in Betracht zu ziehen war, daß mein Pferd die ganze Strecke hin und zurück ohne die nötige Zwischenpause unter die Hufe genommen hatte. Das mußte bei der Quellenarmut der Gegend und dem meist steinigem Boden über die Kräfte selbst des besten Tieres gehen, und es war daher nicht zu verwundern, daß wir nur im Schritte zu der Höhe strebten, von welcher sich das Thal absenkte, in dem Jans Farm lag.

Noch hatten wir die noch nicht ganz erreicht, als uns von drüben herauf Schüsse entgegen tönten.

„Hier, Quimbo, halte die Pferde! Zu Fuße kommen wir schneller hinab!“ gebot ich und sprang ab.

Jan folgte mir, und nun ging es im ausgestreckten Laufe den Berg vollends hinan und dann auf der entgegengesetzten Seite desselben hinab.

Die Schüsse wiederholten sich und lieferten uns den Beweis, daß die Nachbarn wach gewesen und von den Zulus nicht überrascht worden waren. Wir langten keuchend beim Garten an, sprangen am Zaune hin und bogen um die Ecke des Hofes, da wir annahmen, daß das Thor vor allen Dingen Gegenstand eines Angriffes sein müsse. Wir hatten uns geirrt, denn eben als wir es erreichten, ertönte von der hinteren Seite des Wohngebäudes her ein Schuß.

„Sie sind über die Planken gestiegen und befinden sich bereits in Hof und Garten. Die Unsrigen schießen aus den oberen Fenstern. Kommt!“ meinte Jan, indem er wieder umkehrte, längs der Mauer hineilte und dann über den Zaun voltigierte.

Auch ich schwang mich hinüber und hatte den Fuß kaum zur Erde gesetzt, als ich einen krachenden Kolbenschlag vernahm.

„Einer!“ rief Jan.

Auch ich sah eine dunkle, nackte Gestalt auf mich zuschnellen, erhob die Büchse und drückte ab.

„Zwei!“

„Hallooh! Wer schießt da unten?“ fragte eine tiefe Stimme aus dem Fenster herab.

„Ich bin es, Baas Jeremias!“ antwortete Jan, indem auch er auf ein Ziel, welches ich nicht erkannte, abdrückte. Ein lauter Schrei bewies, daß er getroffen hatte.

„Wo sind die Schurken?“

„Nur zwei oder drei im Hofe—“

„Die sind abgethan!“

„Die andern im Garten!“

„Ah, ich werde ihnen jemand schicken!“

Er trat an das Häuschen des Leoparden.

„Tüfel!“

Ein eigentümlich pfauchendes Zischen ließ sich vernehmen.

„Komm, mein Tüfel; du hast seit langem keinen Zulu mehr gesehen!“

Er zog das mächtige Tier an der Kette aus dem Hause und schlang ihm dieselbe um den Hals.

„Tretet nahe zu mir, Mynheer! Er ist gut abgerichtet, thut keinem aus dem Hause etwas, und auch Ihr habt nichts zu fürchten, wenn Ihr bei mir steht. Baas Jeremias!“

„Hallooh, was ist's?“

„Ist jemand von den Leuten draußen? Ich lasse den Tüfel los.“

„Immer los, Neef Jan! Wir sind alle hier im Hause.“

Jan führte das Tier bis an die Hofecke, zeigte zum Garten und ließ los.

„Faß, Tüfel!“

Im nächsten Augenblick war das Tier verschwunden, und gleich darauf vernahmen wir einen entsetzlichen Schrei, dem ein kurzes, zorniges Brüllen folgte.

„Schon einer! Kommt, Mynheer, ich schicke ihnen noch jemand!“

Er schritt auf einen niedrigen Schuppen zu und öffnete die Thür.

„Rob!“

Im Augenblick kam der Strauß hervor.

„Faß!“ gebot der Boer, zum Garten deutend.

Der Vogel folgte dem Befehle und stieß davon.

„Wird der Leopard dem Strauße nichts thun?“ fragte ich.

„Fällt ihm nicht ein! Sie trinken Milch aus einem Kübel. Aber jetzt kommt, Mynheer! Wir müssen die Pferde der Kaffern zu entdecken suchen, dann sind die Schurken verloren.“

Wir sprangen wieder über den Zaun, während im Garten ein Schrei dem andern folgte. Die Pferde befanden sich jedenfalls in der Nähe des Hauses; darum meinte ich:

„Wir umgehen das Haus in einiger Entfernung von den Planken, Ihr dahin und ich dorthin, Mynheer Jan!“

„Nein, Ihr müßt bei mir bleiben wegen des Leoparden, wenn dieser über den Zaun setzen sollte, was ich aber nicht erwarte.“

Da huschte es an uns vorüber, eine Gestalt und noch eine. Ich gab ihnen schnell meinen noch übrigen Schuß nach. Ein dritter wollte vorbei, empfing aber die zweite Kugel Jans, und dann hörten wir auch schon das Schnaufen von Pferden, deren Hufschlag sich entfernte.

„Dort also hielten sie,“ rief Jan. „Die beiden sind entkommen, wenn Ihr keinen von ihnen getroffen habt.“

„Ich traf den zweiten; das weiß ich ganz genau. Und doch sind wohl zwei davon, denn es hat jedenfalls einer bei den Pferden gestanden.“

„Die übrigen aber sind verloren; denn ich kenne meinen Tüfel.“

Noch während er sprach, knackten die Planken; ich glaubte, ein vierter Zulu wolle herüber, und kehrte die Büchse zum Schlage um, aber es war der Leopard, welcher zur Erde schnellte, sich dann mit der Raschheit des Blitzes auf mich stürzte und mich zur Erde riß.

„Tüfel!“ rief ihn Jan von mir zurück, aber das Tier hatte Blut geschmeckt und seine ganze Wildheit wieder bekommen.

Die eine Tatze krallte sich tief in das Fleisch meiner Achsel, und die Zähne versuchten, meine Kehle zu erreichen. Ich lag unter ihm, hielt ihn am Halse gefaßt

und drückte den Kopf fest an mich, um das fürchterliche Gebiß unschädlich zu machen. Die Beine schlang ich um seinen Hinterleib und zog denselben hart zu mir hernieder, so daß mir hernieder, so daß mir auch die Hinterpranken nicht gefährlich werden konnten. Dennoch hätte ich ohne Jans Hilfe unterliegen müssen. Dieser faßte die Kette, riß mit einem gewaltigen Rucke das Tier von mir weg und schleuderte es mit solcher Wucht gegen die Planken, daß nicht nur diese, sondern auch die Glieder des Leoparden krachten.

Die Geschichte erzählt von Männern, welche Löwen einfach mit der Hand erwürgt haben sollen; ich hatte bisher an der Wahrheit dieser Erzählungen gezweifelt, wurde jetzt aber überzeugt, daß es menschliche Individuen geben könne, deren physische Kraft selbst derjenigen eines solchen Tieres gewachsen ist. Ich raffte mich auf und zog das Messer.

„Wir müssen ihn töten!“

„Ist nicht nötig, Mynheer; er ist bereits unschädlich!“

Der Boer kniete auf dem Leoparden, der sich gegen den mächtigen Druck nur durch ein dumpfes Heulen wehren konnte, und schlang die Kette um einen der tief in die Erde eingelassenen Steine, welche die Stützen des Plankenzaunes bildeten. Dann erhob er sich.

„Hier hängt er sicher, bis zum Tage, wo das Auge hinreicht, ihn fügsam zu machen. Seid Ihr verwundet?“

„Ein wenig an der Schulter.“

„So kommt schnell, damit Ihr verbunden werdet! Es war allerdings wohl eine Unvorsichtigkeit, das Tier loszulassen, uns aber wären mehr Feinde entgangen als ihm.“

Er stieg über den Zaun, und auch ich that es trotz der Schmerzen, welche ich dabei an der verwundeten Achsel empfand.

„Macht die Thür auf, Baas Jeremias!“

„Sogleich, Neef Jan!“ antwortete der Boer von oben herunter. „Wie ist's mit den Kaffern?“

„Zwei sind entkommen; die andern werden wir uns anleuchten.“

Die Thür wurde geöffnet, und wir standen im Begriffe, einzutreten, als wir jenseits des Zaunes nahendes Pferdegetrappel vernahmen, welches von einer hilferufenden Stimme übertönt wurde.

„Au, oh, oh! Mynheer, helf! Bös Geist will freß Quimbo und freß Pferd!“

Was konnte das für ein Geist sein? Jan eilte zum Thore und zog es auf. Nach wenigen Augenblicken kam Quimbo auf seinem Mozambique hereingesprengt; ihm folgten, trotzdem er sie nicht am Zügel hatte, die beiden andern Pferde, und hinter diesen fegte mit weit vorgestrecktem Halse der Strauß herein.

„Oh, Geist will fang arm Quimbo. Mynheer schieß tot Geist!“ rief der Kaffer, jetzt vor mir haltend und mit ängstlicher Gebärde zurückdeutend.

Baas Jeremias stand mit einer großen Laterne unter der Thür, so daß wir deutlich zu sehen vermochten. Der Strauß war, wie wir später bemerkten, durch die jedenfalls von den Zulus geöffnete Plankenpforte aus dem Garten geraten und auf Quimbo gestoßen, der sich dem Hause genähert hatte und in der Dunkelheit den Vogel nicht erkennen konnte. Jetzt sah er freilich, mit welcher Art von Geistern er es zu thun gehabt hatte, und der Mut kehrte ihm zurück. Vom Pferde springend, faßte er seinen Wurfspieß und schlug damit kräftig auf seinen Verfolger los.

„Was? Geist bin Vogel, bin Strauß? Wart, Quimbo will zeig Vogel, zu mach Geist!“

Er hatte sich in seinem Gegner verrechnet. Der in der Freiheit so schüchterne und furchtsame Strauß ist in gezähmtem Zustande oft ein sehr tapferer Wächter des Hauses und, wenn er einmal zum Bewußtsein seiner Stärke gelangte, ein Kämpfe, mit dem man nicht so leicht anbinden darf. Quimbo sollte dies sofort erfahren; der Vogel riß ihn mit einem kraftvollen Anlaufe zur Erde, versetzte ihm einige höchst energische Beintritte und schlug mit dem Schnabel nach seinem Kopfe, wobei er unglücklicherweise auf die Frisur zielte, die im Augenblick ihre künstlerische Pantoffelform verlor. Der Unterliegende stieß ein gellendes Zetermordio aus.

„Helf, Mynheer! Oh arm Quimbo, oh schön arm Haar von Quimbo! Mynheer, hau tot, schlag tot, stech tot, schieß tot Strauß!“

„Rob, zurück!“ rief Jan und faßte den Vogel bei einem der kurzen, schlagenden Flügel.

Das Tier gehorchte und wurde von dem Boer zu dem noch offenen Schuppen gebracht. Quimbo raffte sich auf und wollte, seinen Schopf noch immer mit den Händen haltend, sein Lamento fortsetzen, als er meine zerfetzte Schulter bemerkte, von welcher allerdings das Blut sehr reichlich niederfloß. Sofort sprang er auf mich zu und rief besorgt:

„Mynheer hab Wund? Mynheer bin schlag bald tot? Oh, oh, gut arm Mynheer! Quimbo werd bind zu Wund von lieb Mynheer!“

Die Nachbarn und auch Mietje waren herbeigekommen. Bei den Worten Quimbos vergaßen sie die Fragen und Erkundigungen, welche sie jedenfalls auf den Lippen hatten, und umringten mich. Ich wurde in das Haus und in die Stube gezogen, wo man meine Wunde untersuchte. Sie zeigte sich zwar als schmerzhaft, aber nicht gefährlich. Während des Verbindens ging es ans Fragen und Erzählen, und dann begaben wir uns mit Laternen und wohl bewaffnet hinaus, um nach den Zulus zu sehen.

Im Hofe lagen drei Leichen. Hinter dem Hause hatte der Tod eine noch reichlichere Ernte gehalten, denn dort fanden wir fünf gräßlich zerfleischte Körper, von denen zwei augenscheinlich unter den Schnabelhieben des Straußes gestürzt waren, ehe der Leopard sie vollends getötet hatte.

Nun suchten wir in die Richtung, in welcher die Pferde gestanden hatten. Auch hier waren unsere zwei Schüsse tödlich gewesen, zum großen Grimme Jans aber befand sich Sikukuni nicht unter den Gefallenen. Er war abermals entkommen.

Am vorhergehenden Tage hatten die Nachbarn die im Walde gefallen Zulus beerdigen und deren von uns versteckten Habseligkeiten zur Farm bringen lassen. Am nächsten Morgen stand ein bedeutenderes Begräbnis bevor, mit welchem wir bis zur Ankunft der zurückgebliebenen Boers warten wollten. Dann sollte ein Gericht über den gefangenen Tschemba gehalten und das Nötige über die Verfolgung Sikukunis und die Aufhebung des Waffentransportes bestimmt werden.

## Kapitel 4

Ich war am andern Morgen schon frühzeitig munter und fand, als ich in den Hof trat, auch Mietje bereits wach. Sie hatte ja für viele und bedeutende Gäste zu sorgen, ein Bewußtsein, welches ihre Ruhe verkürzen mußte.

Der Gedanke, daß der Zuluhäuptling entkommen sei, trieb mich hinaus in das offene Feld. Der Leopard hing noch an dem Steine und blinzelte lüstern nach den unweit von ihm liegenden Leichen der Erschossenen. Ich sah abseits ganz deutlich die Spuren der Pferde, welche hier gehalten hatten; ihre Fährte, welcher ich eine kurze Strecke folgte, führte im Thale hinab und wandte sich dann nach Osten. Es war uns von Vorteil, zu wissen, in welcher Richtung sie weiterging; daher kehrte ich zur Farm zurück und weckte Quimbo, welcher mir ein Pferd satteln mußte.

Ich stieg trotz meiner Wunde auf und kehrte zu der Spur zurück, welche ich so lange verfolgte, bis ich mir eine feste Ansicht bilden konnte. In einer Entfernung von vielleicht vier englischen Meilen von der Farm auf einer Höhe haltend, sah ich gegen Morgen zu die jetzt von der Sonne beschienenen Häupter des Randgebirges sich erheben, während der Fuß desselben bis nahe zu mir heran noch in wallenden Nebeln verborgen lag. Dort drüben führte der Kerspaß über die Berge, und da, weiter oben, öffnete der Kleipaß den Weg hinunter in das Land. Eine andere Straße als diese beiden gab es nicht, wie allgemein angenommen wurde. Die Spuren führten in gerader Richtung zum Kleipaß, und ich war jetzt überzeugt, daß es uns jetzt nicht mehr gelingen werde, Sikukuni zu erreichen. Zwar waren seine Pferde infolge der gehabten Anstrengungen außerordentlich abgetrieben, aber er besaß Tiere genug, um wechseln zu können, und selbst wenn wir uns mit frischen Pferden versorgen konnten, hatte er jetzt bereits einen zu großen Vorsprung, um ihn einzuholen.

Ich kehrte zurück und hatte nicht mehr weit bis zur Farm, als ich einen Trupp Reiter bemerkte, welcher von seitwärts kam und das gleiche Ziel mit mir zu haben schien. Auch ich wurde bemerkt. Man hielt an und erwartete mich. Es waren über dreißig kräftige Boersgestalten, mit breiten Hüten über den sonnengebräunten Zügen und mit schweren über die kräftigen Schultern hängenden Büchsen.

Ich grüßte und fand freundliche Erwiderung meines Grußes.

„Woher des Weges, Fremder?“ fragte der Anführer.

„Vom Spazieren.“

„Vom Spazieren? So wohnt Ihr hier in der Nähe?“

„Ich bin Gast bei Jan van Helmers.“

„Beim Boer van het Roer? So seid Ihr uns doppelt willkommen!“ Er reichte mir die Hand zum zweitenmal und schüttelte die meinige mit großer Herzlichkeit. „Ihr seid auch Holländer?“

„Nein, wie Ihr an meiner Aussprache hören werdet. Ich bin ein Deutscher, doch bitte ich Euch, mich ganz als Holländer zu betrachten.“

„Das soll geschehen, wenn Ihr es wünscht, und zwar gern, Mynheer! Ist Neef Jan daheim?“

„Ja. Er hat viel Besuch bei sich.“

„Wen?“

„Zunächst Nachbar Zelmst, die beiden jungen Hoblyn und Baas Jeremias. Kommen werden heute noch Zingen, Veelmar, van Raal, van Hoorst und noch einige.“



„Ist's möglich? Da sind ja alle unsere berühmten Männer beisammen! Hat man Euch als Deutschen den Zweck dieser Zusammenkunft gesagt?“

„Ja.“

„Dann seid Ihr ein sicherer Kamerad und könnt mir wohl auch sagen, ob Somi eingetroffen ist bei Klaarfontein.“

„Er war da.“

„Gewiß?“

„Ich selbst habe mit ihm gesprochen.“

„Ihr habt mit zu den Raafbergen gehen dürfen?“ fragte er erstaunt.

Ich merkte, daß ich durch diesen Umstand bedeutend an Ansehen gewann, und antwortete kurz:

„Ich war dort. Kommt, Mynheers; Jan mag euch das Nötige selbst sagen!“

Ich ritt voran; die andern folgten. Jetzt erst mochten sie mich genauer betrachten; der Anführer kam an meine Seite.

„Ihr seid verwundet, Mynheer?“

„Ja.“

„Ein Schuß?“

„Nein; der Leopard Jans hatte mich unter sich.“

„Ah, wirklich? Dann seid Ihr unvorsichtig gewesen, denn das Tier ist so gut gezähmt und wird so reichlich gefüttert, daß es keinem Freunde des Hauses ein Leid thut. Wißt Ihr, wie Neef Jan zu dieser gefährlichen Katze gekommen ist?“

„Nein.“

„Es war vor fünf Jahren, und er zählte damals also siebzehn, als er nordwärts in die Berge ging, um nach Schiefer für sein Dach zu suchen. Ein Regen trieb ihn in einen Felsenspalt, weicher, nach oben zu, sich eng und höhlenartig in das Gestein hineinzog. Er hatte eben Platz genommen, als er weiter hinten ein katzenartiges Pfauchen und eine Stimme vernahm, die von einem wilden Tiere herkommen mußte. Er kroch hinter und fand einen jungen Leoparden, welcher schon ziemlich groß war und sich mit Krallen, Zähnen und mit einem durchdringenden Geschrei gegen jede Berührung verteidigte. Er faßte ihn dennoch beim Genick und stand schon im Begriffe, ihn vor an das Tageslicht zu bringen, als draußen ein zorniges Schnauben erscholl und der Eingang der Spalte sich verdunkelte. Es war die alte Leopardin, welche sich sofort unter lautem Brüllen auf ihn warf. Er hatte keine Zeit, sein Gewehr zu ergreifen oder nach dem Messer zu langen; er mußte sich mit den Händen verteidigen, und dabei kam ihm die Enge des Spaltes sehr zu statten. Wie er es fertig gebracht hat, das weiß ich nicht; aber er erwürgte das Tier mit den Fäusten und trägt noch heute das Fell desselben als Karoß. Den jungen Leoparden aber brachte er mit heim und zähmte ihn; es ist derselbe, der Euch verwundet hat.“

„Er scheint ihn als Wächter und gelegentlichen Verteidiger der Farm zu benutzen.“

„Das ist bereits zweimal geschehen und zwar mit tüchtigem Erfolge; nur möchte ich ihm nicht raten, das Tier bei Nacht loszulassen, da es dann schwer wieder zu bändigen sein dürfte.“

„Das ist eben gestern abend geschehen.“

„Gestern abend?—Hat denn ein Überfall stattgefunden?“

„Ein sehr ernstlicher.“

„Durch wen, Mynheer? Ihr setzt mich nicht wenig in Schreck und Erstaunen!“

„Durch Sikukuni.“

„Nicht möglich!“

„Sondern wirklich!“

„Sikukuni ist doch bei den Zulus jenseits der Berge!“

„Er war hier, und diese Spur vor uns ist die seine. Ich kehre eben von ihrer Verfolgung zurück, welche ich unternahm, um zu sehen, welchen Weg er eingeschlagen hat. Doch da unten liegt die Farm, wo Ihr Euch alles erzählen lassen könnt!“

Ich ließ mein Pferd besser ausgreifen. Man hatte uns bemerkt und kam uns, als wir in den Hof ritten, entgegen.

„Hallooh, Cumpeer Huyler,“ rief Jeremias, „das ist ja eine ganz mächtige Überraschung! Was bringt denn Euch auf das Pferd und zu uns?“

„Die Zulus, wer denn sonst! Nehmt das Roer und kommt mit; wir haben von drüben die Botschaft erhalten, daß sich die Kaffern zum Kleipaß ziehen, und sind aufgebrochen, um den Nachbarn drüben Hilfe zu bringen.“

„Das ist ganz recht und schön so, Cumpeer, doch thut mir den Gefallen, die Zulus nicht eher über den Haufen zu reiten, als bis Ihr hier mit Neef Jan und einigen andern Männern, die heute noch kommen werden, gesprochen habt. Jeder von uns hat ein Pferd und ein Roer, und wir werden sicher nicht fehlen, wenn man uns braucht. Steigt ab, ihr Leute, und kommt herein!“

Die Pferde wurden den Hottentotten übergeben und die Männer traten in die geräumige Stube. Ich wollte ihnen folgen, wurde aber von Quimbo abgehalten, welcher aus dem Garten kam.

„Mynheer, Boers komm, und Somi komm von Berg!“

„Hast du sie wirklich gesehen?“

„Quimbo seh all ganz Boers und Somi; auch dick Pferd von Quimbo bin dabei!“

Ich öffnete das Thor, welches wieder verschlossen worden war, und trat hinaus vor die Umfriedung des Hofes. Sie kamen wirklich den Berg herab und begrüßten mich schon von weitem, ihre Hüte in die Luft schwenkend. Meine Gegenwart sagte ihnen, daß die Angelegenheiten der Farm nicht mehr schlimm stehen konnten.

Ihre Ankunft brachte doppeltes Leben auf der Farm hervor; die vorher angekommenen Boers griffen, da die Stube nun zu wenig Raum bot, mit zu, um in den Hof Tische heraus zu schaffen, an denen bald die ganze Gesellschaft Platz genommen hatte, um durch herüber und hinüber gehende Fragen und Antworten sich über die vorgekommenen Ereignisse genügend zu unterrichten.

Die Versammlung von Klaarfontein hatte unterwegs nichts Besonderes erlebt, war aber um uns und die Farm in großer Besorgnis gewesen und hatte daher ihren Ritt möglichst zu beschleunigen gesucht. Quimbo, den ich ihnen empfohlen hatte, war vermißt worden, doch hatten sie sich mit einer langen Forschung nach ihm nicht aufhalten wollen. Er mußte jetzt einige Vorwürfe anhören, die er in großer Gemütsruhe entgegennahm. Den gefangenen Engländer hatte man natürlich mitgebracht; er wurde zu Tschemba, dem falschen Makololo, gesteckt, um da das weitere zu erwarten.

Somi aber saß nicht unter uns. Er hatte sich, als er kaum vom Pferde gestiegen war, durch das Thor entfernt. Jetzt kehrte er zurück, ein starkes Bündel Kräuter

in der Hand, in denen ich eine Polygaleenart erkannte, die untermischt war mit den Blättern von Erythrina Corallodendron. Er trat mit ihnen zu mir.

„Gut Deutschland hab Wund; Somi hab gut Kraut für Wund, daß nicht komm Fieber und heil schnell zu. Gut, tapfer Deutschland zeig Wund, daß Somi verbind!“

Ich hatte oft mich selbst überzeugt, daß wilde Völkerschaften Pflanzen medizinisch anzuwenden verstehen, von deren außerordentlicher Heilkraft unsere Wissenschaft keine Ahnung hat, war daher sofort bereit, seine Hilfe anzunehmen, und trat mit ihm zur Seite, um mich von ihm von neuem verbinden zu lassen.

Als er die Wunde sah, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Wund sein böß, sein nicht von schneid oder stech und schieß, sondern von wild Tier; heil schlecht. Somi darf nicht bloß Kraut, sondern muß erst nehm Saft von Kraut. Aber Deutschland sein stark; Deutschland werd hab viel groß Schmerz, aber doch nicht Fieber!“

Er zerquetschte die Kräuter und ließ den Saft derselben in die Wunde fließen; dann legte er die ersteren auf und befestigte den Verband wieder.

„Somi wird nehm all Tag Kraut und leg auf Wund von Deutschland,“ meinte er, als er fertig war.

Ich konnte in seinen nicht unschönen Zügen eine deutliche Zuneigung lesen, die er für mich zu empfinden schien. Doch plötzlich nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, den ich beinahe mit dem Namen der Erstarrung zu bezeichnen vermochte. Die schnelle Bewegung seiner Hände nach oben drückte die größte Überraschung aus, die man sich nur denken kann.

„Tscharga!“ rief er dann und stürzte zur Thür, unter welcher Mietje erschienen war, um nach ihren Gästen zu sehen. „Tscharga!“ rief er wieder, als er, die Arme ausbreitend, vor ihr stand.

Die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden lenkte sich natürlich auf diese Scene. Das Mädchen blickte ihn verwundert an, und er stand vor ihm in sichtbarem Entzücken, als gewahre er ein kostbares Gut, dessen Besitz für ihn das höchste Glück in sich schliesse. Da aber ließ er die Arme langsam sinken und klagte:

„Oh, nein, sein nicht Tscharga! Tscharga sein alt jetzt, wenn noch leb, und nicht mehr so jung und schön. Aber warum seh wie Tscharga, und warum hab Kett von Tscharga hier an Hals?“

„Seid Ihr Somi?“ fragte sie.

„Ja, ich Somi bin!“

Sie ließ die Schlangenzähne in sichtbar beginnender Bewegung durch die kleinen Finger gleiten und antwortete:

„Die Kette ist von meiner Mutter.“

„Wer ist Mutter? Wie heiß Mutter?“

„Ich weiß es nicht. Der Boer van Helmers hat mich in der Kalahari bei ihr gefunden; sie war tot; die Quelle, an welcher er uns traf, war versiegt, und Mutter hatte verschmachten müssen.“

„An Quelle? An Brunnen? Wie heiß Brunnen?“ fragte er schnell hintereinander.

„Es war am Ulwimibrunnen.“

„Ulwimi, oh, oh! Wie lang sein das her? Oh, sag schnell, sag' rasch! Herz von Somi klopf, daß sonst spring Herz entzwei!“

„Es war im heißen Sommer und ist jetzt sechzehn Jahre.“

„Wie viel Jahr? Ishumi und tantatu Jahr, zehn und sechs Jahr? Oh, oh, Somi muß flieh vor Sikukuni; Somi send schön, lieb Tscharga nach Ulwimiwasser, und als Somi komm nach, find Somi Grab, mach auf Grab und seh tot Tscharga, aber nicht Tochter. Tscharga war gut Weib von Somi, und du sein Tochter von Tscharga und von Somi!“

Er sprach das in der Erregung der höchsten Freude so schnell, daß man es kaum verstehen konnte, schlang dann die Arme um das Mädchen und drückte dasselbe zehnmal, zwanzigmal an sich, ihm dazwischen immer wieder in das erglühende Gesicht blickend und dabei die seligsten Freudenrufe ausstoßend.

„Mein Kind, mein Tochter, mein gut, schön Kind! Will du sein mein Tochter und hab lieb Vater Somi?“

Sie nickte unter Thränen und schlang die Arme innig um ihn, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern, welche mit der lebhaftesten Teilnahme Zeugen dieser Scene waren.

„Wie heiß Tochter? Oh, sag sag schnell, daß Vater kann ruf Tochter mit Namen!“

„Mietje.“

„Mietje? Was heiß Mietje? Somi nicht weiß und nicht kann gut sag. Mietje mag sag Holland und Boer, Somi aber sag Tscharga, denn Tochter heiß wie Mutter!“

Er wandte sich jetzt zu Jan, welcher mit eigentümlichen Gefühlen dabei gestanden und jedes Wort gehört hatte.

„Vater von Jan hab funden Tscharga, und Tscharga bin Schwester von Jan?“

„Mietje sollte meine Frau werden!“ antwortete der Gefragte einigermaßen verlegen. Trotz des Vollbewußtseins seiner Rasse und seiner Nationalität mußte er doch unwillkürlich daran denken, daß Somi König der Kaffern werden sollte.

„Weib von Jan?“ fragte Somi überrascht. „Oh, oh, so hab Jan arm Kind ohne Vater lieb?“

„Ja.“

„So nehm Jan Tscharga! Aber Tscharga nicht mehr sein arm Kind; Vater von Tscharga sein König, und Somi hab viel—viel—“

Er hielt inne und griff unter das Mäntelchen, welches seinen Oberkörper umhüllte. Einen kleinen Gegenstand hervorbringend, zeigte er denselben Jan.

„Jan seh, was ist das!“

Der Boer stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

„Ein Diamant, ein schwarzer Kapdiamant, unter Brüdern fünftausend Gulden wert! Baas Uys, Ihr seid Kenner; seht ihn Euch an und sagt, ob ich recht habe!“

Kees Uys ergriff den Stein, welcher dann von Hand zu Hand ging und die lebhafteste Bewunderung erregte.

„Es ist richtig, Neef Jan; der Preis ist eher höher als niedriger!“

„Stein sein schwarz Diamant,“ meinte Somi stolz, „und Somi hab noch viel schwarz Diamant, mehr klein und mehr groß als hier. Somi hab funden Diamant auf Flucht in Berg und hab steck viel Diamant in Erde, wo nicht kann find ander Mann. Aber Somi werd hol Diamant und geb Jan, weil Jan hab lieb arm Tochter von Kaffer ohne Vater!“

Das war wirklich ein ganz bewundernswertes Ereignis, und es dauerte lange, ehe die Gruppen sich wieder lösten und das Gespräch sich dem früheren Gegenstande wieder zuwandte. Somi verschwand mit Jan und Mietje im Innern des

Hauses, um die leidende Mutter von dem Geschehenen zu benachrichtigen, und die andern besprachen den Überfall des Waffentransportes.

Von diesem ließ sich erwarten, daß er unter gehöriger Bedeckung stattfinden werde, und daher war die Ankunft Huylers und der Seinen den Boers höchst willkommen, da wir in solcher Anzahl den Engländern jedenfalls gewachsen waren. Bis zum Attersberge hatten wir über einen Tag zu reiten, und da der in dem Briefe angegebene Zeitpunkt auf übermorgen fiel, so beschlossen wir, bereits heute gegen Abend aufzubrechen. Unsere Pferde freilich befanden sich in einem sehr angegriffenen Zustande; daher sollten frische Tiere von den benachbarten Farmen requiriert werden, zu welchem Zwecke sich einige der Begleiter Huylers dorthin auf den Weg machten.

Bis zu ihrer Rückkehr, welche bereits nach einigen Stunden erfolgte, wurden die Spuren des gestrigen Kampfes vertilgt, und dann ließen die Boers Tschemba vorführen, um über ihn zu Gerichte zu sitzen.

Der Kaffer mochte sich allerdings nicht wenig wundern, so viele Boers hier beisammen zu finden, und machte ein ziemlich mutloses Gesicht, als er vernahm, was man mit ihm vorhabe. Er wiederholte seine bereits mir gemachten Aussagen; über die weiteren Pläne Sikukunis vermochte er keine Auskunft zu geben, und da seine Schuld so offen am Tage lag, daß ein Zweifel über dieselbe gar nicht möglich war, so stimmten die meisten der Boers für den augenblicklichen Tod des Verräters. Dem aber widersetzte sich Jan auf das energischste, und auch ich schloß mich dem Veto an. Tschemba hatte im Auftrage seines Königs gehandelt, dem er sich, besonders bei dem grausamen Charakter desselben, unmöglich widersetzen konnte; ferner hatte er bei seiner Vernehmung durch mich sofort alles gestanden und seinen König blutgierig genannt, während er sich Somi freundlich gesinnt zeigte. Endlich trat auch Mietje hinzu und bat mit ihrem Vater um das Leben des Zulu, und so willigten endlich die Boers unter der Bedingung ein, daß der Kaffer bis zu ihrer Rückkehr gefangen gehalten werde. Er wurde, als ihm dies eröffnet worden war, wieder abgeführt.

Nun ging es an das Rüsten, da unsere Abwesenheit für diesmal von einer längeren Dauer sein mußte. Wir konnten vom Attersberge nicht hierher zurückkehren, sondern beschlossen, den Transport, falls er in unsere Hände fiel, was wir auch sicher hofften, gleich über die Berge zu bringen, wo er uns Gelegenheit gab, die Rüstung des dort sich versammelnden Boersheeres zu vervollständigen und dann ohne weiteres Zaudern über die Zulus herzufallen.

Die Farm war reich genug, uns alle mit genügendem Proviant auszustatten, und als wir aufbrachen, waren wir so gut mit Packpferden versehen, daß es schien, als ob wir eine Entdeckungsreise in das Innere des afrikanischen Kontinentes beabsichtigten.

Natürlich waren zum Schutze der Farm die nötigen Vorkehrungen getroffen worden, obgleich sich als sicher annehmen ließ, daß eine weitere Bedrohung derselben nicht stattfinden werde. Sikukunis Absicht, die Zusammenkunft an Klaarfontein zu sprengen, war vereitelt und sein Angriff gegen die Familie van Helmers wiederholt und siegreich abgeschlagen worden; er hatte keine Leute mehr bei sich, und wenn er einmal hinter den Bergen war, so bekam er dort jedenfalls so viel zu thun, daß er keine Zeit fand, wieder zurückzukehren.

Es kostete Somi allerdings Überwindung, die wiedergefundene Tochter so schnell wieder zu verlassen, und auch Jan trennte sich nur schwer von ihr und der Mutter, welcher ich die nötigen Medikamente zurückließ. Beide blieben noch eine Weile auf der Farm zurück und erreichten uns erst, als ein guter Teil der Nacht vergangen war.

Der Ritt verlief ohne ein besonders bemerkenswertes Ereignis, bis wir am andern Abend beim Ziele anlangten.

Der Attersberg erstreckt seinen langgedehnten Rücken vom Randgebirge weit nach Osten hin, wo er allmählich auf der Hochebene verläuft. Sein östlicher Teil ist von dichtem Walde bestanden, während der westliche kahl und öde sich aus einer Höhe von mehreren tausend Fuß zur Tiefe senkt. Zahlreiche Schluchten und Risse durchschneiden ihn in der Richtung nach Süd und Nord, und gewaltige Steinblöcke und Felsspitzen ragen teils auf den unwirtlichen Hängen empor, teils liegen sie im finsternen Forste zwischen faulenden Baumleichen, welche von hohem Moos überzogen und von Schlinggewächsen umrankt sind. Ein solches Terrain bietet der Verstecke genug selbst für eine größere Karawane, und wenn der Transport bereits vor uns angekommen war, was ja recht gut in das Bereich der Möglichkeit gehörte, so hielt es jedenfalls nicht leicht, ihn zu entdecken. Doch war im Briefe nicht der Ort angegeben, wo Lieutenant MacKlintok ihn finden sollte, und so ließ sich erwarten, daß ein nicht gar zu sicheres Versteck gewählt worden sei. Waren die Engländer aber noch nicht da, so ließ sich ihr Kommen leicht bemerken, wenn wir uns auf dem Rücken des Berges so postierten, daß wir die westlichen Abhänge desselben und die weiterhin gelegene Hochebene zu überblicken vermochten.

Wir hielten vor der mächtigen Höhe und traten zusammen, um über den Ort zu beraten, an welchem wir lagern wollten. Es dämmerte bereits stark, und da wir nahe dem Neumonde waren, so konnten wir auf den Mondschein nicht rechnen und mußten eine schnelle Entscheidung treffen.

„Wohin?“ fragte van Hoorst.

„Wir ziehen uns in die nächste beste Schlucht, in welcher wir, ohne gesehen zu werden, ein Feuer anzünden und es uns bequem machen können.“ antwortete Huyler.

„Ein Feuer darf nicht angezündet werden,“ meinte Uys. „Die Engländer könnten uns trotz aller sonstigen Vorsicht bemerken.“

„Was meint Ihr, Mynheer?“ fragte Veelmar, sich zu mir wendend.

Ich antwortete:

„Die Tage sind heiß, aber die Nächte kalt, und ein Feuer würde uns daher nicht unangenehm sein, denke ich. Es läßt sich auf alle Fälle ein Ort finden, wo es brennen kann, ohne bemerkt zu werden. Wir müßten da zum Walde emporsteigen. Da uns aber dabei die Pferde hinderlich sind, so schlage ich vor, sie in eine Schlucht zu plazieren und eine Wache bei ihnen zu lassen, die allerdings auf das Feuer zu verzichten hat, Wenn wir uns droben im dichten Walde lagern und den Platz vorher sorgfältig absuchen, können wir uns wärmen, ohne eine Entdeckung zu befürchten. Morgen mit dem frühesten reite ich dann mit einem oder zwei von uns hinaus zur Ebene, um zu spähen, ob der Transport bereits eingetroffen ist.“

„Ihr habt recht. Aber die Schlucht?“

„Ist bereits gefunden, wenn sie breit und lang genug ist, um den Tieren genug Weide zu bieten. Seht, dort links zieht sie sich in den Berg hinein!“

Wir ritten auf dieselbe zu und gewahrten, daß sie unserem Zwecke vollständig entsprach. Die Pferde wurden hineingebracht und zwei Mann an ihrem Ausgange postiert. Dann stiegen wir zu dem Walde empor. Er war in seinem unteren Teile zu licht, und wir mußten weit nach oben, ehe er so dicht wurde, daß das Gewirr seiner Zweige unser Feuer deckte. Wir fanden einen geeigneten Platz, suchten die Umgebung desselben ab und richteten dann, als wir nichts Verdächtiges gefunden hatten, das Lager her. Das Abendbrot wurde bereitet; einige Wachen sorgten für die nötige Sicherheit, und dann legten wir uns zur Ruhe.

Ich mochte wohl bereits eine Stunde geschlafen haben, als ich von einer Hand berührt wurde und sofort aufwachte. Somi stand vor mir.

„Deutschland, steh auf und komm mit Somi!“

Ich erhob mich, einigermaßen verwundert über diese Störung. Er ging mit mir zu Jan, welcher uns zu erwarten schien, und schritt dann uns beiden voran in den Wald hinein.

„Was sollen wir?“ fragte ich Jan.

„Ich weiß es nicht, Mynheer,“ antwortete er. „Somi weckte mich und dann Euch; weiter ist mir nichts bekannt.“

Ohne ein Wort der Aufklärung führte uns der Häuptling immer weiter empor und schlug dann eine mehr westliche Richtung ein, so daß wir den freien Berg erreichten und den Wald in den Rücken bekamen. Hier blieb er stehen. Er war uns mit einer Sicherheit vorangeschritten, daß es schien, er sei hier besser bekannt, als sich vorher vermuten ließ.

„Jan hör, und Deutschland hör! Jan sein Sohn von Somi, und Deutschland sein Mynheer groß tapfer und groß Vorsicht. Jan und Deutschland soll wiß Geheimnis von Somi. Somi flieh vor Sikukuni und komm in Attersberg; find da schwarz Diamant, von dem sag auch gestern Boers, und versteck Diamant. Jetzt hol Diamant, und Jan und Deutschland sein dabei!“

Das also war es! Der verschwiegene Mann hatte keinen von uns ahnen lassen, daß das Ziel unseres Rittes zugleich auch das Versteck seines Reichtums sei, und der Umstand, daß er mich neben Jan zur Begleitung aufforderte, gab mir einen neuen und großen Beweis von der Zuneigung, welche ich bereits gestern beobachtet hatte. Er weidete sich an unserm Erstaunen und fuhr dann fort:

„Somi hab nehm bloß wenig Diamant; in Berg sein noch groß viel mehr Diamant; darum nicht soll wiß Boers, weil Somi schenk Geheimnis an Jan, der hol all Diamant!“

Er führte uns die Höhe beinahe vollends empor und blieb dann vor einem großen Felsblock stehen, welcher tief in die Erde eingesenkt zu sein schien.

„Jan sein stark; Jan heb Stein!“ bedeutete er den Boer.

Dieser stemmte sich gegen den Felsen und hob eine Seite desselben empor. Somi griff darunter.

„Stein wieder laß fall!“ gebot er dann. „Somi hab find Diamant.“

Er richtete sich empor und zeigte uns ein aus der Haut eines jungen Leguan gefertigtes Säckchen, welches er öffnete, um uns hineingreifen zu lassen, da es nicht hell genug war, seinen Schatz zu erkennen.

„Hier Diamant, *ishumi, ilinci, mboxo* Stein, zwei mal zehn und acht Diamant. Und nun auch führ zu Kloof, wo sind Diamant!“

Schon hatte er sich gewendet, um wieder voranzuschreiten; da drehte er sich noch einmal zurück und griff in den Beutel.

„Deutschland hab schütz Tscharga; Somi hab lieb Deutschland, schenk Deutschland Diamant hier!“

Ich trat zurück und wehrte ab. Selbst wenn er den kleinsten der kostbaren Steine ergriffen hatte, war das Geschenk so reich, daß ich mich scheute, es anzunehmen. Der Kaffer wußte wohl, daß diese Diamanten einen hohen Wert haben; aber die wirkliche Höhe dieses Wertes war ihm jedenfalls unbekannt.

„Warum nicht willnehm Stein? Somi weiß noch viel Stein, und wenn Deutschland nicht nehmen, so werf Somi Stein fort, daß verlier. Was Somi woll schenk, das nehmen nicht wieder!“

Bei dieser Drohung, die er jedenfalls wahr gemacht hätte, war es nicht anders möglich, ich mußte das Geschenk annehmen.

Meinen Dank abschneidend, wandte er sich wieder um, schritt der Höhe des Berges zu und stieg dann an der andern Seite desselben langsam hinab. Es ging sehr weit hinunter, doch war der Kaffer so mit dem Wege vertraut, daß wir alle Hindernisse unschwer überwandten.

Da war es mir, als ob ich einen brenzlichen Geruch verspürte. Ich blieb stehen und sog die Luft prüfend ein. Ich hatte mich nicht getäuscht.

„Halt!“ gebot ich. „Unter uns muß ein Feuer brennen.“

Die beiden andern fanden meine Wahrnehmung bestätigt; es war notwendig, jetzt beim Abwärtssteigen die größte Vorsicht anzuwenden. Wir brauchten nicht sehr weit zu gehen, um nun auch den Schein eines Feuers zu bemerken, welches aus der Kloof, die Somi zum Ziele gedient hatte, emporleuchtete. Der Häuptling blieb stehen.

„Das sein Kloof, wo Stein find'! Wer sein in Kloof? Nehm wohl weg all Diamant!“

„Wir werden ja sehen, wer es ist,“ antwortete ich. „Kommt vollends bis zum Rande der Schlucht, und vermeidet jedes Geräusch!“

Wir stiegen vollends hinab und befanden uns am Rande einer engen und nicht zu tiefen Schlucht, welche sich einige hundert Schritte weit in den Berg hineinzog und dann an einem jähem Felsensturze endete. Ich legte mich auf den Boden und streckte den Kopf über den Rand hervor, um in die Kloof zu blicken. Jan und Somi folgten meinem Beispiele.

Unten saßen um ein Feuer sechzehn Zulus und bei ihnen drei Weiße, von denen einer ganz genau dieselbe Kleidung trug wie Sir Hilbert Grey, während diejenige der beiden andern in ihnen englische Offiziere vermuten ließ. Sie befanden sich kaum zwanzig Fuß unter uns, so daß ich das Gespräch der drei Männer deutlich zu vernehmen vermochte.

„Dieser Grey scheint kein zuverlässiger Mann zu sein.“ hörte ich sagen. „Er hätte bereits vor drei Tagen im Lager sein müssen.“

„Wir wissen das,“ antwortete der mit der Rhinoceroshaube. „Doch mußte unsere Post im Duplikat abgesendet werden, und wir hatten keinen andern als diesen Sir Hilbert, der in seinem ganzen Leben keinen einzigen klugen Augenblick gehabt hat. Mein Weg war der kürzere, aber auch der gefährlichere, und es mußte Sorge getragen werden, daß, wenn ich den Boers in die Hände fiel, Ihr dennoch die Be-



nachrichtigung erhielt, Lieutenant. Übrigens wurde Grey nicht vollständig eingeweiht, und das mag wohl der Grund sein, daß er sich nicht genugsam gesputet hat.“

Ich war erstaunt über die Enthüllung, welche in dieser kurzen Rede lag. Also das Handlungshaus, welches den Transport zu liefern hatte, war so vorsichtig gewesen, zwei Botschafter abzusenden, von denen nur der eine in unsere Hände gefallen war. Infolge dieses Verfahrens war Lieutenant Klintok dennoch benachrichtigt worden und befand sich hier in der Kloof, um mit seinen sechzehn Kaffern die Sendung in Empfang zu nehmen.

Somi lag neben mir und flüsterte jetzt:

„Zulu und England bloß hier lager, aber nichts weiß von Diamant!“

Seine frühere Befürchtung zeigte sich allerdings als unbegründet, desto gefährlicher aber war die Anwesenheit dieser Leute für unser gemeinschaftliches Unternehmen. Sollte dieses gelingen, so mußten die Männer da unten in der Kloof unschädlich gemacht werden. Doch wie bei jedem Unfall sich irgend ein glücklicher Umstand geltend zu machen pflegt, so vernahm ich auch hier bald Worte, welche für unsere weiteren Absichten von ungemeinem Vorteile sein mußten.

„Also über den Kerspaß bringen wir die Waffen?“ fragte der Bote.

„Ja,“ antwortete Lieutenant MacKlintok. „Dort erwartet uns zur größeren Sicherheit ein bedeutendes Detachement Kaffern, da sich annehmen läßt, daß diese holländischen Bauern in den Besitz des Passes zu kommen suchen werden.“

„Und der Kleipaß?“

„Ist wohl auch bereits besetzt, doch nicht so stark wie der Kerspaß. Der erstere ist enger, macht mehr Windungen und ist leichter zu verteidigen. Übrigens handelt es sich dort nicht um eine so außerordentlich wichtige Zufuhr, sondern bloß darum, etwaige einzelne Zuzüge von hier hinüber zurückzuweisen.“

„Ich denke nur,“ meinte der andere Engländer, „daß wir uns einer bereits verfehlten Sache angenommen haben.“

„Inwiefern?“

„Es stehen zwar beinahe zwölftausend Zulus einem Boersheere, welches höchstens dreitausend Männer zählt, entgegen; aber diese Boers sind Feinde, welche man ja nicht unterschätzen darf. Ihre Taktik ist stets eine sehr vorzügliche gewesen, und was den Kampf betrifft, so verstehen sie es, ihre Roers zu gebrauchen, und im Nahkampf nimmt es jeder dieser Holländer mit vier, fünf Kaffern auf.“

„Pshaw!“

„Pshaw? Ich bitte dich, Kamerad, denke nur an diesen Boer van het Roer, der im letzten Kampfe ganz allein auf einem von den feindlichen Waffen unerreichbaren Felsen stand, mit seinen Kugeln Gegner um Gegner niederstreckte, dann mitten in den dicksten Haufen derselben hineinsprang und unter ihnen wütete, wie ein rasender Roland. Wie viele Feinde rechnest du wohl auf ihn?“

„Einige mehr als auf jeden andern, das ist wahr; nur darf er nicht etwa mir oder dir gegenüberstehen, sonst würde wenig Federlesens mit ihm gemacht werden! Übrigens ist unser Plan ein so ausgezeichneter, daß die Boers verloren sind, ehe noch der erste Schuß fällt.“

„Du meinst die Falle im Groote-Kloof?“

„Ja. Du weißt, daß ich es durchforschen mußte und dabei die Entdeckung machte, daß sich kein Ort so gut zu einer Riesenfalle eigne, wie dieses Groote-

Kloof, welches seinen Namen eigentlich mit Unrecht führt, denn es ist keine Schlucht, sondern ein mächtiger Thalkessel, der ringsum von hohen, steilen Felswänden eingefaßt ist und nur einen einzigen Zugang zu haben scheint. Ich aber forschte so lange, bis ich einen Aufstieg zur Höhe fand, der außerordentlich schwer zu bemerken und sehr leicht zu verteidigen ist. Der hintere Teil des Kessels ist bis hinauf zur Höhe mit dichtem, baumartigem Farn bestanden, welcher die Wand unersteiglich erscheinen läßt, während man, in das Dickicht eindringend, bemerkt, daß sich der Felsen stufenartig erhebt und ein, wenn auch schwieriges Emporkommen gestattet. Jenseits gelangt man dann leicht wieder von der Höhe herab. Die Zulus stehen am Kerspasse, und die Groote-Kloof befindet sich in der Nähe des Kleipasses. Sobald wir von den Holländern angegriffen werden, lassen wir uns scheinbar schlagen und ziehen uns flüchtig zum ersteren hin. Während nun unsere Hauptmacht sich hinter uns in das Thal des Zwarten Rivier versteckt, zieht sich eine Truppe, welche der Feind für das vollständige Heer halten muß, in die Groote-Kloof, steigt hinten aus derselben empor und besetzt den Aufstieg. Der Feind ist ihr gefolgt, befindet sich im Kessel, dessen Eingang sofort von dem herbeieilenden Zuluheere besetzt wird, und muß sich ergeben, ohne einen einzigen Schuß gethan zu haben, wenn er nicht verhungern und verdursten will.“

„Der Plan ist sehr kompliziert und abenteuerlich. Es kann bei seiner Ausführung leicht ein Umstand eintreten, welcher uns verderblich wird. Wenn die Boers unsere Absicht merken und uns am Zwarten Rivier einschließen, sind wir verloren.“

„Sie werden nichts merken, denn der Plan ist Geheimnis zwischen uns und Sikukuni; kein Mensch weiß sonst von ihm.“

„Und wenn uns die Holländer die Unklugheit, uns in der Kloof einschließen zu lassen, nicht zutrauen und eine Falle wittern?“

„Unmöglich! Sie wissen, daß sie mit einem strategisch unwissenden Feinde zu kämpfen haben.“

„Ebenso aber wissen sie auch, daß Sikukuni bei den Kaffern nicht mehr beliebt ist. Wir hören ja sogar, daß die Boers Somi suchen, um ihn zum König zu machen. Ich fürchte, die Zulus werden den tyrannischen Sikukuni gern verlassen, um einen weniger blutdürstigen König zu bekommen!“

„Das ist ein vom Feinde erfundenes Gerücht, welches den Zweck hat, Zwietracht und Insubordination in unserm Heere hervorzubringen. Es wird ihnen nicht gelingen, denn Somi ist so gewiß verschollen, wie dieses Stück Fleisch verschwinden wird.“

Er nahm die Hammelkeule, welche über dem Feuer briet, herab und schnitt sich eine Portion herunter, die er zu verzehren begann. Ich hatte genug gehört und erhob mich.

„Kommt; wir müssen so schnell wie möglich zu unserem Lager zurückkehren!“ flüsterte ich.

„Habt Ihr alles verstanden, Mynheer?“ fragte Jan, ebenso wie ich von dem Gehörten überrascht.

„Alles!“ nickte ich und winkte Somi, wieder voran zu steigen.

Die Wichtigkeit der Nachricht, welche wir zu überbringen hatten, trieb uns so schnell vorwärts, wie es das Terrain gestattete. Das Lager wurde rasch erreicht, und bei unserm lauten Zurufe erhoben sich alle, um den Grund der Störung zu

vernehmen. Alle griffen sofort zu den Waffen. Mit Somi an der Spitze, begaben wir uns in einer langen, schweigsamen Linie zurück zur Schlucht. Das Gehörte war von solchem Interesse für die Boers, daß es keinem einfiel, uns nach dem ursprünglichen Grunde unserer Entfernung vom Lagerfeuer zu fragen.

Am Ziele angelangt, postierten sich die Boers zu beiden Seiten der Schlucht, während ich mit Jan und Somi zum Eingange derselben schlich. Dort weideten drei Pferde; sie gehörten jedenfalls den Engländern, weil ja die Kaffern den Marsch zu Fuße gemacht hatten. Wir hätten den Überfall sofort unternehmen können, aber einerseits sträubte sich unser Gefühl, einen schlafenden Feind zu töten, und andererseits gelüstete es uns, den selbstgefälligen Briten zu einem kleinen Dementi zu verhelfen.

Sowohl sie als auch die Kaffern hatten sich zur Ruhe gelegt und sich dabei so sicher gefühlt, daß nicht einmal eine Wache ausgestellt worden war. Wir schritten auf der Sohle der Kluft dem Feuer zu. Einer der Zulus erhob sich und stieß einen lauten Ruf aus, worauf sich die andern sofort empor richteten und zu den Waffen griffen. Die Engländer hatten sich etwas abseits von den Kaffern gelagert. Ich trat zu ihnen und grüßte.

„Good evening, Lieutenant Klintok! Darf man Euch ein wenig stören?“

Auch er hatte zu der Büchse gegriffen und stand in einer Haltung vor mir, der man die Ungewißheit anmerkte, ob er uns als Freunde oder Feinde behandeln solle.

„Ihr kennt mich? Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her, und was wollt Ihr hier?“

„Das ist fast zu viel auf einmal gefragt, Sir! Ich komme, um Euch von einem gewissen Sir Hilbert Grey zu grüßen.“

„Von Grey?“ fragte er schnell. „Wo ist er?“

„Er ist Gefangener der Boers und befindet sich in guten Händen.“

„Gefangen? Und Ihr kommt von ihm? So gehört Ihr zu den Holländern?“

„Ein wenig, Sir; ich selbst hatte ja das Vergnügen, mich seiner Person zu bemächtigen.“

Sofort stellte er sich mit den beiden andern so, daß uns der Rückweg abgeschnitten war.

„Dann nehme ich euch gefangen!“

„Dagegen haben wir nicht das geringste, denn so können wir am leichtesten sehen, auf welcher ehrenhaften Weise von Euch der Vertrag gehalten wird, die Kaffern nicht mit Waffen zu unterstützen.“

Er horchte auf.

„Ihr faselt,“ antwortete er. „Legt eure Gewehre ab!“

„Das können wir thun, wenn es Euch Vergnügen macht!“ Ich legte meine Büchse, die ich wegen meiner Verwundung doch nur schwer gebrauchen konnte, zur Erde. Jan und Somi thaten das Gleiche. „Ihr macht uns dafür vielleicht das Vergnügen, Euch zur Groote-Kloof begleiten und die Boers in der Mausefalle sehen zu können!“

„Ihr habt gehorcht!“ rief er drohend, indem er einen Schritt näher trat.

„Natürlich! Wir mußten doch wissen, wer die Leute sind, denen wir unsern Besuch machen wollten. Ich hatte Euch etwas zu bringen und wollte sehen, ob ich den Adressaten richtig gefunden hätte.“

„Was?“

„Diese drei Papiere, die wir bei Eurem Sir Hilbert Grey gefunden haben.“

Ich griff in die Tasche und reichte sie ihm entgegen.

„Ihr habt sie gelesen?“

„Allerdings. Die Abfassung des Briefes ist nicht sehr geistreich. Will vielleicht der Verfasser Patent auf seine Erfindung nehmen?“

„Schweigt, Mann! Ich sehe noch Messer und Pistole bei Euch. Legt vollends ab!“

„Auch das thun wir vielleicht; doch erlaubt vorher, Euch meine Begleiter vorzustellen! Dieser junge Mynheer, der beinahe noch einmal so lang ist als Ihr, wird von uns der Boer van het Roer genannt, und—“

„Jan van Helmers!“ rief er erstaunt.

„Ja, mit dem Ihr wenig Federlesens machen wollt. Und dieser Mann hier ist nicht so sicher verschollen, wie Euer Keulenstück verschwunden ist. Sein Name lautet Somi.“

„Somi!“

„Ja, der neue Zulukönig, wenn Ihr es erlaubt!“

Der Lieutenant schien vollständig verblüfft zu sein. Er konnte sich jedenfalls die unbesorgte Art und Weise, in welcher wir drei inmitten eines so überzähligen Feindes erschienen, nicht erklären. Doch faßte er sich bald und befahl den Kaffern:

„Bindet sie!“

„Oho, Sir MacKlintok! Ihr seid gewiß noch sehr unerfahren, sonst könntet Ihr Euch leicht denken, daß wir nicht ohne den nötigen Schutz an Eurem Feuer erscheinen!“

Ich wollte ihn fassen, trotzdem ich nur den einen Arm schmerzlos gebrauchen konnte, kam aber zu spät, denn Jan ergriff noch vor mir zugleich ihn und seinen Kameraden bei der Brust, legte sie mit unwiderstehlicher Gewalt nebeneinander zur Erde, und preßte ihnen mit seinen gewaltigen Fäusten die Lungen so zusammen, daß sie sich nicht zu rühren vermochten. In demselben Augenblick hatte auch Somi den dritten niedergerissen, und von oben krachten wie in einem einzigen Schusse alle Büchsen, daß das Echo von den benachbarten Höhen donnernd wiederhallte. Im nächsten Momente erfolgte eine nochmalige Salve, und ohne daß ich mich umzusehen brauchte, wußte ich, daß jetzt keiner der Kaffern mehr am Leben sei.

Eine einzige Minute hatte hingereicht, die Situation vollständig umzudrehen. Die Kluft füllte sich mit den Boers, und nun wurde mit den Engländern das gethan, was sie mit uns hatten vornehmen wollen: sie wurden, da sie sich trotz aller Erfolglosigkeit zu wehren versuchten, gebunden. Für den Rest der Nacht nahmen wir an ihrer Stelle an dem Feuer Platz.

Da wir jetzt sicher wußten, daß der Transport noch nicht angekommen sei, war ein Ausspähen unnötig. Als der Morgen graute, legten wir die Leichen zusammen und bedeckten sie mit Strauchwerk und Steinen, und da wir vom Ausgange der Schlucht den ganzen Westen überblicken konnten, so beschloßen wir, hier zu bleiben, und ließen unsere Pferde von der andern Seite des Berges herüberkommen.

Es war Somi anzusehen, daß er mit dieser Anordnung nichts weniger als zufrieden war; er mochte eine Entdeckung seines Geheimnisses befürchten, doch waren die Boers zu sehr mit ihren kriegerischen Angelegenheiten beschäftigt, als daß sie

sich besonders mit geologischen Betrachtungen hätten befassen können. Der Häuptling benutzte die jetzige Muße, mir Kräuter für meine Wunde zu suchen, und wirklich blieb ich in der Folge von jedem Fieber frei, und die tiefen Krallenrisse heilten wider Erwarten schnell und gut.

Quimbo hatte schon während unsers Marsches durch sein gedrücktes, einsilbiges Wesen meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Als er jetzt still in meiner Nähe saß, fragte ich ihn, was ihm fehle.

„Quimbo bin traurig,“ antwortete er. „Quimbo werd nicht mehr lach und sing.“

„Warum?“

„Quimbo bin bös, bin zornig auf Jan, sehr viel groß Rach und Zorn!“

„Was hat dir denn der gute Jan gethan?“

„Jan gut? Oh, oh, Mynheer, Jan bin schlecht, bin schlimm! Jan nehm Quimbo Mietje; Quimbo hör all, was Somi sag und was Jan sag. Mietje bin Tochter von Somi und werd nicht Frau von Quimbo, sondern Frau von böschlecht Jan. Oh, oh!“

Er fuhr sich zornig mit allen zehn Fingern in die Frisur. Als er aber deren verwüsteten Zustand fühlte, erhielt sein Gedankengang eine neue Richtung.

„Mietje nicht will sein Frau von Quimbo, weil Quimbo nicht mehr bin schön! Strauß hab nehm Quimbo schön Haar, aber Jan hat doch noch viel mehr nicht schön Haar. Oh, oh, Haar von Quimbo wachs wieder, und dann wein Mietje, daß nicht worden ist Frau von Quimbo. Und dann lach Quimbo aus Mietje und nehm ein ander gut schön Frau!“

Ich mußte ihn seinen tragikomischen Rachedgedanken überlassen, da meine Aufmerksamkeit auf einen dunklen Punkt gelenkt wurde, welcher draußen auf der Ebene sichtbar zu werden begann. Ich stieg etwas höher empor und nahm mein Doppelglas zur Hand. Mit Hilfe desselben gewährte ich eine lange Schlange von Reitern und Wagen, welche sich dem Berge näherten. Die durch mich aufmerksam gemachten Boers ließen das Glas von Hand zu Hand gehen und erkannten den erwarteten Transport. Eine kurze Beratung führte zu dem Ergebnisse, daß wir unsichtbar bleiben wollten, bis die Karawane sich einen Halteplatz ausgesucht habe.

Wir begaben uns in die Schlucht zurück und beobachteten den Zug von hier aus im Verborgenen. Er näherte sich höchst langsam, da die sehr schwerfälligen Karren mit Ochsen bespannt waren, die übrigens von der langen und beschwerlichen Reise sehr angegriffen zu sein schienen.

Erst gegen Mittag erreichten die Erwarteten den Fuß des Berges und zogen, ohne eine besondere Deckung zu suchen, mit den Wagen einen Kreis, innerhalb dessen die Reiter und Ochsentreiber Platz nahmen.

„Jetzt ist's Zeit!“ meinte Jan. „Wir reiten hinab, brechen in die Wagenburg ein und schießen alles nieder!“

Ich wehrte ab.

„Dann liefen wir Gefahr, uns in die Luft zu sprengen; wie leicht könnte sich das Pulver während des Kampfes durch einen Schuß entzünden! Es ist eine große Unvorsichtigkeit von diesen Leuten, sich so in die Nähe der gefährlichen Wagen zu lagern. Um dies zu thun, muß sicher jede Art von Feuer und natürlich auch das Tabakrauchen bei ihnen verboten sein. Übrigens könnten wir zu Pferde wohl schwerlich in die Wagenburg eindringen, und dann dürften wir nur die Messer gebrauchen.“

Da drängte sich Quimbo durch die Boers zu mir heran.

„Mynheer nicht weiß, wie mach, aber Quimbo weiß!“

„Nun?“

„Quimbo geh zu Reiter und sag, Quimbo bin Zulu; dann bring Reiter zu Boers!“

„Das geht nicht, denn—“

„Das geh, Mynheer; Quimbo gleich werd zeig!“

Ehe wir ihn halten konnten, schlüpfte er zwischen uns hindurch und sprang den Berg hinab. Wir erschrakten natürlich über das eigenmächtige Verhalten des Kaffern, der unsere Zurufe nicht beachtete und bald so weit entfernt war, daß er uns gar nicht mehr hören konnte. Sein Unternehmen gab nur dann Hoffnung auf Erfolg, wenn er klug genug war, sich für eine ausgestellte Schildwache auszugeben und dabei zu behaupten, daß der Zug von den Seinen noch gar nicht bemerkt worden sei. Wir konnten uns nicht über die Mittel einigen, allen schlimmen Eventualitäten zuvorzukommen, und so erreichte Quimbo die Wagenburg, noch ehe wir einen bestimmten Entschluß gefaßt hatten.

Jetzt blieb uns nichts anderes übrig, als das Kommende ruhig abzuwarten. Was innerhalb des Wagenkranzes vorging, konnten wir nicht sehen; bald aber öffnete sich derselbe, und wir bemerkten zu unserer Freude, daß sämtliche Reiter den Platz verließen, um dem verwegenen Kaffer zu folgen, der, wie es schien, sie gradewegs zu uns führte. Nach eine Weile aber sahen wir, daß er nicht am Berge emporstieg, sondern sich am Fuße desselben hielt. Auf diese Weise kamen die Reiter unter uns vorüber und verschwanden hinter den Büschen der Berglehne.

Ich atmete auf.

„Quimbo ist klüger, als ich gedacht habe,“ meinte van Hoorst, „und der Anführer dieser Leute ist dümmer als unser Kaffer. Ein kluger Offizier hätte die Erwartungen zu sich herabkommen lassen, wenigstens wäre er dem fremden Menschen nicht mit seinen sämtlichen Mannschaften gefolgt. Wir lassen die Pferde hier und folgen ihnen hinter den Büschen, bis ein Teil von uns an ihnen vorüber ist. Dann haben wir sie zwischen zwei Feuern, und ich will den von ihnen sehen, der uns entkommt. Bleibt Ihr hier bei den Pferden, Mynheer,“ wandte er sich zu mir. „Ihr seid der einzige unter uns, welcher verwundet ist, und bessern Händen können wir unsere drei Gefangenen nicht anvertrauen!“

Ich sträubte mich gegen diesen Beschluß; da aber alle andern demselben beistimmten, so mußte ich mich fügen. Bald waren die Boers hinter den Sträuchern verschwunden, und ich befand mich allein mit den Engländern. Diese hatten natürlich seit ihrer Gefangennahme alles beobachtet, und ihre auf mich gerichteten Blicke zeigten deutlich, was in ihnen vorging; doch sprach keiner von ihnen ein Wort, da sie annehmen mußten, daß jeder Versuch, hindernd in unser Vorhaben einzugreifen, erfolglos sein würde.

Erst nach fast einer Viertelstunde vernahm ich einen entfernten, donnerartigen Schall, dem kurz darauf ein zweiter folgte. Der Angriff hatte begonnen. In einer nicht ganz zu besiegenden Unruhe wartete ich weiter. An einem Siege der Boers war nicht zu zweifeln; die fremden Reiter unter ihrem englischen Anführer gehörten zu einem der Hottentotten-Jägerregimenter zu Pferde, welche man Cape mounted rifles nannte, und waren wenig zu fürchten. Meine Unruhe bezog sich nur auf Quimbo, welcher sich jedenfalls in einer nicht ganz ungefährlichen Lage befand, da er leicht das Opfer eines augenblicklichen Racheaktes werden konnte.

Doch lange sollte ich diese Sorge nicht zu tragen haben, denn ich sah ihn als ersten der Zurückkehrenden in raschem Laufe aus den Büschen brechen und zu mir emporspringen.

„Oh, Mynheer hier!“ rief er schon von weitem. „Quimbo hab such gut Mynheer und nicht find; da denk Quimbo, Mynheer bin schieß tot, bis Uys sag, wo Mynheer bin!“

„Nun, wie ist's gegangen?“

„Gut, oh, oh, ganz viel groß gut! Hottentott bin tot, all tot. Als Boers schieß, bin Quimbo schnell spring in Busch, weil sonst England schieß tot Quimbo.—Nun sag Mynheer, ob Quimbo bin dumm oder ob Quimbo mach gut sein Sach!“

„Du bist ein ganz gescheiter Kerl, Quimbo, und wenn wir in die erste Stadt kommen, sollst du dafür einen Ring an deine Nase erhalten, der beinahe so groß ist, wie hier die Krempe meines Hutes!“

„Ring in Nase? Oh, oh, Mynheer bin ein groß viel gut Mynheer. Quimbo werd sein mit Ring der schön best Quimbo auf ganz Erd!“

Noch während dieses Gespräches sah ich einen Teil der Boers auf den erbeuteten Pferden zurückkehren und im Galopp zur Wagenburg sprengen, während die andern ihnen zu Fuße folgten. Es galt nur noch, sich der zurückgebliebenen Ochsentreiber zu versichern, und das war ebenso leicht wie bald geschehen.

Dann wurde ich mit den Gefangenen geholt, wonach es an die Untersuchung der Wagen ging. Es waren ihrer fünfzehn, jeder von acht starken Ochsen gezogen. Sie enthielten außer allerdings veralteten Gewehren einen großen Vorrat an Blei, Pulver und Patronen.

Wir mußten den müden Zugtieren Ruhe gewähren; sie wurden getränkt und geweidet, und während dieser Zeit berieten wir über das, was nun geschehen sollte. Nach dem, was ich von den Engländern erlauscht hatte, schien es nicht geraten, den Kerspaß zu ersteigen; der Transport mußte seinen Weg über den Kleipaß nehmen. Ferner schien es notwendig, das Boersheer jenseits des Gebirges so schleunig wie möglich über den heimtückischen Plan der Feinde in Kenntnis zu setzen, und so wurde beschlossen, daß einige von uns voranreiten sollten, dies zu thun. Man wählte Jan, Uys und mich; die beiden ersteren, weil Uys mit seinem Adjutanten die Führung der Boers übernehmen sollte, und mich, weil ich aufrichtig erklärte, daß mir nichts verhaßter sei, als ein langsames Reiten à la Ochsen-schritt.

Wir brachen sofort auf. Quimbo blieb natürlich bei mir. Er hatte als Belohnung seines Mutes und seiner Umsicht eine Flinte erhalten und ritt nun so stolz hinter uns her wie ein Knappe des Mittelalters, der für seine Tapferkeit zum Ritter geschlagen wurde.

Ich hatte die Pässe des nordamerikanischen Felsengebirges und diejenigen der Cordilleren kennen gelernt; der Kleipaß konnte sich ihnen an Wildheit der Scenerie vollständig zur Seite stellen. Zwischen steilen, himmelanstrebenden Felsen ritten wir bald bergauf, bald steil bergab, und ich mußte gestehen, daß dieser beschwerliche Ritt mich infolge meiner Verwundung mehr angriff, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Wir hatten die Höhe des Gebirges erreicht, ohne ein feindliches Wesen zu bemerken, hielten uns aber bei jeder Krümmung des Weges auf einen Angriff gefaßt.

„Werden wir stark genug sein, einen Posten zu bewältigen?“ fragte ich.

„Je nach Umständen,“ antwortete Uys. „Hier muß nicht nur die Zahl der Feinde, sondern auch das Terrain berücksichtigt werden.“

„Feinde giebt es hier,“ sagte Jan leise, indem er sein Pferd anhielt und auf einen dunklen Gegenstand zeigte, welcher an einer Felsenecke, um die sich der Weg scharf bog, am Boden lag. „Bleibt halten! Ich werde rekognoszieren.“

Er stieg vom Pferde und schritt zu der Ecke, um den Gegenstand zu betrachten. Dann bog er den Kopf vor, um hinter die Kante zu blicken. Eine Gebärde der Überraschung sagte mir, daß er etwas Auffälliges bemerke, dann winkte er uns zu sich heran. Als wir näher kamen, erkannten wir in dem Gegenstande einen Karoß. Jedenfalls hatte hier eine Wache gestanden und in der Hitze den Mantel abgelegt.

Hinter der Felsenkante wurde der enge Pfad breiter und bildete zwischen der senkrecht ansteigenden Steinwand rechts und dem zu einer schwarzen Tiefe abfallenden Abgrunde links eine Art Rondell, in dessen Mitte zwölf Zulus Platz genommen hatten. Ihnen war jedenfalls die Bewachung dieses wichtigen Postens anvertraut, der selbst von einer so geringen Zahl gegen ein ganzes Heer verteidigt werden konnte, da der Pfad zu beiden Seiten um eine scharfe Felsenkante führte, welche nur einem einzigen Manne Raum bot, auf den Platz zu kommen. Nun hatte gewiß auch an jeder Kante ein Posten gestanden, wie ja der Pelzmantel deutlich bewies; aber den beiden Männern war wohl die Zeit zu lang geworden, und so hatten sie sich zu den andern begeben, um sich mit ihnen zu unterhalten.

Jan stieg wieder auf sein Pferd.

„Ich reite voran und sprengte mitten zwischen ihnen hindurch bis zur andern Ecke; Ihr bleibt hier zurück, um keinen fliehen zu lassen, und Mynheer Uys folgt mir mit Quimbo!“

Ich nickte, stieg ab und nahm mein Gewehr zur Hand, welches ich trotz meiner Wunde regieren konnte, weil ich, mich niederkniend, es auf einen kleinen Vorstein der Kante zu legen vermochte. Kaum hatte ich diese Stellung eingenommen, so sprengten die drei Männer vorwärts: Jan mitten unter die Kaffern hinein, wodurch er gleich einige von ihnen kampfunfähig machte. Uys hielt kurz vor ihnen und feuerte zweimal; der tapfere Quimbo that dasselbe; meine Schüsse krachten, und diejenigen Jans folgten ihnen; einige Kolbenschläge vollendeten das Werk: wir waren Herren des Platzes.

Die Leichen wurden in den Abgrund geworfen; dann setzten wir unsern Weg fort. Wir waren ihm wohl kaum eine Stunde lang gefolgt, so wurden wir durch einen Ruf Quimbos, welcher es sich nicht nehmen ließ, voranzureiten, aufmerksam gemacht.

„Oh, oh, wer komm! Seh Mynheer dort viel Mann?“

Wirklich tauchte vor uns eine Anzahl von Reitern auf, welche bei unserm Anblick vorsichtig stillhielten. Der vorderste setzte ein Glas an, stieß dann einen lauten, freudigen Ruf aus und sprengte uns, gefolgt von den andern, entgegen.

„Baas Uys!“ rief er von weitem. „Willkommen, willkommen! Ihr werdet da unten mit Sehnsucht erwartet.“

„Neef Welten, Ihr? Was thut denn Ihr hier auf der Höhe?“

„Ich bin gesendet, den Zulus den Paß hier abzunehmen, damit Ihr mit all den andern herüber könnt. Aber Ihr kommt allein! Wo sind die übrigen, und—ist die Höhe nicht besetzt?“



„Sie war's, von einem Dutzend Zulus; aber wir haben unter ihnen aufgeräumt. Die andern kommen nach; sie bringen einen Wagenzug voll Gewehre und Muniti- on, den wir den Engländern abgenommen haben.“

„Das trifft sich glücklich! Wir brauchen Pulver und haben keines. Übrigens fand auch ich weiter unten einen starken Zuluposten, doch die Leute schliefen und wurden niedergemacht. Ihr werdet die Spuren des Kampfes sehen.“

„Wie steht es im Heere?“

„Alles voll Mut und gutem Willen, nur fehlt der Anführer. Macht, daß Ihr hin- unterkommt. Die Kaffern sind wohl an die zwölftausend Mann stark und stehen in der Nähe des Kerspasses.“

„Sie erwarten dort den Transport, den ich den Engländern weggenommen habe. Wo halten die Boers?“

„Eine halbe Tagereise vor ihnen.“

„Und hier am Kleipass?“

„Nur einige hundert Mann, die wir umgangen haben. Sie halten links von der Mündung des Passes in den Bergen und werden Euch nicht bemerken, wenn Ihr sie zu vermeiden sucht.“

„Gut. Besetzt die Höhe! Ich werde die Zulus da unten vertreiben lassen, und dann sollt Ihr bald Gutes hören.“

Der Abschied war ein kurzer; dann ging es wieder abwärts. Am Abend hatten wir den Ausgang des Passes erreicht, bekamen einen Feind weder zu sehen noch zu hören und ritten die ganze Nacht hindurch, bis wir, nach und nach durch Zu- züge verstärkt, beim Heere anlangten.

Hier konnte ich bemerken, in welchem Ansehen meine Begleiter standen; sie wurden mit allgemeinem Jubel empfangen, und auch auf mich fiel ein Teil der ih- nen gespendeten Ehre, deren Abglanz auf dem breiten Gesichte meines guten Quimbo leuchtete.

Uys übernahm sofort die Führung des Heeres, und die zunächst von ihm ge- troffene Maßregel war, eine Abteilung Boers zu entsenden, um die Zulus am Aus- gange des Kleipasses zu vertreiben. Dann wurde ein vorläufiger Kriegsrat gehalten, bei dem ich nicht zugegen war, aber eine Folge desselben erstreckte sich auch auf meine Person. Man hatte beschlossen, ein Detachement von zweihundert Boers zu Fuße zur Groote-Kloof zu senden, um dieselbe noch vor den Zulus in Besitz zu nehmen, und die Führung dieser Leute sollte mir anvertraut werden. Uys fragte mich, ob ich geneigt sei, das Kommando anzunehmen, und ich sagte mit Freuden zu. Ich hatte mich in der kurzen Zeit so in die Interessen der Boers hineingelebt, daß es mir beinahe Bedürfnis war, bei ihnen bis zum Ende des Kampfes auszu- harren.

Noch vor meinem Aufbruche entdeckte mir Uys seinen Plan. Gleich nach An- kunft der eroberten Karawane sollte die Muniti- on verteilt werden, dann wollte er die Zulus angreifen, ohne ihren Angriff abzuwarten. Vorher jedoch sollte das Thal des Zwarten Rivier besetzt werden, und das übrige ließ sich aus dem, was ich be- reits wußte, leicht ergänzen. Ich riet ihm noch, den Zulus die Nachricht zugehen zu lassen, daß sich Somi bei dem Boersheere befinde und jeden begnadigen wolle, der von Sikukuni zu ihm übergehe; dann brach ich mit meinen Zweihundert auf.

Der gute Quimbo nannte mich jetzt nicht anders als Mynheer Oberst, was ich mir aus seinem Munde gern gefallen ließ. Wir fanden die Groote-Kloof ganz so, wie

sie Lieutenant Mac Klintok beschrieben hatte, und entdeckten auch den Aufstieg, den ich mit einigen erklimmte, um mich von seiner Wegsamkeit zu überzeugen. Von der Höhe aus, wo jeder im Voraus seinen Posten angewiesen erhielt, konnte man das Zwarten Rivier-Thal in zwei Stunden erreichen, ein Umstand, der uns später sehr zu statten kam.

Jetzt konnten wir nichts anderes thun, als warten. Natürlich blieben wir mit der Hauptmacht in Verbindung und erfuhren endlich nach einer vollen Woche, daß der Angriff nun vor sich gehen werde. Die Karawane war mit ihrer Begleitung glücklich angekommen.

Zwei Tage später kehrten die von mir ausgesandten Vorposten zurück und meldeten, daß die Kaffern im Anzuge seien. Sofort wurden die letzten Spuren unserer Anwesenheit verwischt, und wir kletterten zwischen den Farnkräutern zur Höhe, wo wir vom Rande des Kessels aus denselben nach allen Seiten mit unsern Kugeln bestreichen konnten.

Nicht lange, so drangen, dem belauschten Plane nach, die Kaffern ein und gingen sogleich gegen den Hintergrund vor. Hier wurden sie von unsern Büchsen empfangen. Wir hatten sie so vor den Rohren, daß von zweihundert Schüssen und noch von zweihundert wohl jeder seinen Mann traf. Sie stutzten nicht, nein, sie waren augenblicklich so entsetzt, daß sie zurückprallten und zu dem Eingange stürzten, wo sie in der gleichen Weise empfangen wurden. Wir hatten Zeit, wieder zu laden. Die arme, von den Engländern aufgehetzte Schar, welche wohl aus zwei Regimentern zu je fünfzehnhundert Mann bestand, war dem Tode geweiht. Die englischen Offiziere an ihrer Spitze wußten, daß sie bei der Gefangennahme als Spione behandelt würden, daher baten sie nicht um Pardon und feuerten die auseinander stiebende Truppe vergeblich an, die Höhe zu erstürmen. Im Verlauf von nicht ganz einer Stunde war die schreckliche Arbeit gethan, von welcher die Groote-Kloof noch heute das Kafferngrab genannt wird.

Das Hauptheer hatte sich nur scheinbar zu der Kloof gewandt und war vielmehr, nur eine genügende Anzahl von Boers nach derselben sendend, hinter dem Heere der Zulus zum Zwarten Rivier gegangen, dessen Thal die Zulus besetzten, ohne zu ahnen, daß es bereits vor ihnen besetzt worden sei. So kamen sie auch hier ganz unerwartet zwischen zwei Feuer, und es schien ihnen das gleiche Schicksal ihrer Genossen in der Kloof bereitet zu sein.

Aber Sikukuni befand sich bei ihnen; genug, um wenigstens ihren Regimentern das Ansehen von disziplinierten Körpern zu erhalten. Trotz ihrer Übermacht in der Zahl wütete der Tod schrecklich in ihren Reihen; ein Rückzug war nicht möglich; sie mußten siegen oder sich ergeben, und darum wurden sie von dem wütenden Sikukuni, der jeden Widerwilligen eigenhändig niederstach, immer wieder von neuem zur Schlachtbank geführt.

Als die Arbeit in der Kloof gethan war, stieg ich mit den Meinen, von denen keinem auch nur ein Haar gekrümmt worden war, zur Ebene nieder und traf daselbst mit Jan zusammen, der die Schar kommandiert hatte, welche den Kaffern zur Kloof gefolgt war. Ich schloß mich ihm an, und nun ging es im Geschwindmarsche zum Zwarten Rivier. Dort stand der Kampf noch im vollsten Schrecken.

Wir griffen sofort in denselben ein; er bestand in einem mühevollen und ermüdenden Abschlachten der gegen uns gehetzten Scharen, und hätte wohl bis in die

späte Nacht gewährt, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, welches sich für Sikukuni von den unglücklichsten Folgen zeigte.

Eben rückte nämlich ein Regiment Zulus gegen die von Jan und mir befehligte Abteilung an, als plötzlich von da, wo Uys mit seinem Stabe hielt, ein Reiter mit wehender Mähne den Angreifern entgegensprengte. Es war Somi, der es in wirklich königlichem Mute wagte, sich ihnen ganz allein entgegenzustellen. Auf seinen Wink hielt das Regiment; er ritt hart an dasselbe heran und sprach zu den Leuten. Sein Wagnis gelang. Laut jauchzend ihre Schilde und Speere schwenkend, machten sie, von ihm angeführt, Front gegen die Ihrigen. Das nächststehende Regiment hatte dies gesehen und stutzte.

„Schnell vor!“ befahl Jan. „Gebt ihnen eine Salve, daß sie zur Erkenntnis kommen, was zu thun sei!“

Unsere Kugeln drangen in ihre Glieder. Bei Sikukuni sicherer Tod, bei Somi Leben und Rettung—ihre Lanzen und Schilde schwingend, gingen auch sie über.

Sikukuni mußte dies bemerken. In höchster Wut verließ er seinen Platz, stellte sich an die Spitze des nächsten Regiments und stürmte heran. Da riß Jan einen von seinem Ritte zurückkehrenden Adjutanten vom Pferde und sprang auf.

„Jetzt wird er mein!“ rief er und stürmte von dannen, dem angreifenden Regimente grad entgegen.

Dasselbe war nur mit Lanze und Keule bewaffnet. Die Lanzen sausten um ihn herum; er achtete es nicht und hielt grad auf Sikukuni zu. Es war eine Reckenthat, bei welcher sein Leben gegen fünfzehnhundert Leben stand. Durfte ich den mir von Uys angewiesenen Platz verlassen? Ich fragte nicht, sondern kommandierte zum Vorgehen, um wenigstens seine Leiche zu retten. Ich hielt im Sturm Schritte mein Auge nur auf ihn gerichtet. Er war bei Sikukuni angelangt und holte mit dem Kolben aus; dieser parierte den Schlag mit der Keule, die ihm aus der Hand geschleudert wurde. Im nächsten Augenblick hatte ihn Jan beim hohen Schopfe erfaßt, riß sein Pferd herum und sprengte, grad als wir das Regiment erreichten und mit umgekehrten Roers in dasselbe eindringen, ihn nach sich schleppend, im sausenden Galopp zu dem Halteplatz von Kees Uys. Sikukuni war gefangen.

Die Kunde davon verbreitete sich im Augenblick über das ganze Zuluheer, welches nun einer Herde ohne Hirten glich. Ein Regiment nach dem andern ging zu Somi über und streckte die Waffen, und noch vor Einbruch der Dunkelheit standen wir als Sieger auf dem Platze, der so viel Blut getrunken hatte, daß wir in demselben förmlich wateten. Die Kolonialpolitik eines großen europäischen Staates hatte wieder einmal vielen Tausenden von Menschen das Leben gekostet.

Am späten Abend saßen wir beim hochlodernden Lagerfeuer alle beisammen, die wir uns drüben jenseits der Berge kennen gelernt hatten. Der Boer van het Roer war der Held des Tages; er hatte mit einem einzigen verwegenen Griffe Sikukuni seine Freiheit und sein Königreich genommen, dafür aber blutete er aus drei Lanzenwunden, welche ihm kein anderer als Somi selbst verband.

Daß die Boers dann den Engländern noch mehrere Schlappen beibrachten, ist bekannt; der dadurch gerettete Staat wurde „Südafrikanische Republik“ genannt.

Später konstituierten sich die Boers wirklich als Batavisch-Afrikanische Maatschappij, welche sich freilich gegen die heimlichen und offenen Angriffe der

Engländer nicht lange zu halten vermochte. Der biedere, kraftvolle Boer wird verschwinden vom Kaplande, wie es mir Uys bei unserm ersten Zusammentreffen geweissagt hat.

Wer heute nach Zeeland kommt und in Storckenbeek die Familie van Helmers besucht, der sieht in der Wohnstube rechts und links vom Spiegel zwei Bleistiftzeichnungen hängen; und wenn er fragt, wen diese beiden Köpfe vorstellen, so wird ihm geantwortet, daß es die Porträts von Jan und Mietje van Helmers seien, die sich verheiratet haben und so unendlich reich sind, daß sie sogar einmal ein Etui mit sechs kostbaren schwarzen Kapdiamanten nach Storckenbeek schickten, damit die armen Verwandten durch diese Gabe in etwas bessere Umstände kommen sollten. Und auf weiteres Befragen erfährt er, daß ein Mynheer aus Deutschland, der Offizier van der Gezondhait gewesen sei und mit Jan eine gewaltige Schlacht gegen die Kaffern mitgemacht habe, der Zeichner dieser Skizzen war.

Dieser Mynheer aus Deutschland hat den geschenkten Diamant später in der Kapstadt verkauft und dadurch die Mittel zu weiteren Reisen gewonnen. Auf seinem Schreibtische steht noch heute unter andern Raritäten eine Schnupfdose, welche einst Quimbo im Ohrläppchen trug und ihm beim Abschiede mit den Worten überreichte:

„Lieb gut Mynheer will geh nach heim; Quimbo wein viel groß Thrän, weil Quimbo nicht darf geh mit Mynheer; aber Quimbo geb hier Dos an Mynheer, damit Mynheer denk viel an arm schön tapfer Quimbo!“

